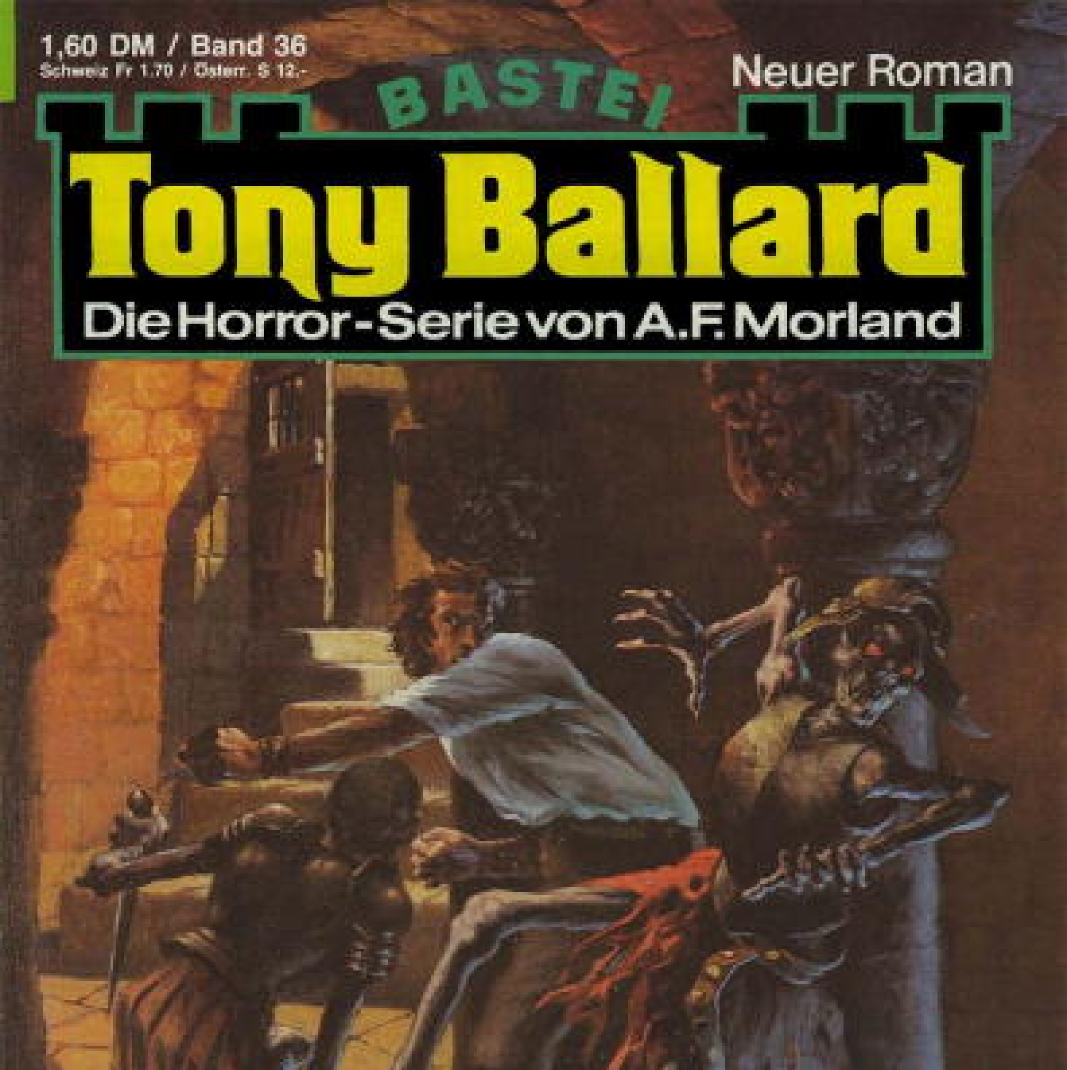


Im Verlies der Verdammten



Im Verlies der Verdammten

Tony Ballard Nr. 36

von A.F.Morland

erschienen am 03.02.1984

Im Verlies der Verdammten

Erinnern Sie sich an Soltaff, den gefährlichen Mord-Magier aus der Prä-Welt Coor? Nun, Soltaff gibt es nicht mehr. Er wurde von Roxane, der Hexe aus dem Jenseits, und Cruv, dem Gnom mit dem Dreizack, entlarvt. Mr. Silver schließlich konnte ihn vernichten. Wie gesagt, Soltaff gibt es nicht mehr.

Aber Pallggar, sein Neffe, lebt noch, und er sinnt seit dem Tag, an dem sein Onkel sein schwarzes Leben verlor, auf blutige Rache.

In einer finsteren, unheilvollen Nacht kommt er in der Gestalt eines aufflammenden Silberstreifs von Coor auf die Erde. Und er bereitet sich auf ein Blutfest vor, das in die Annalen der finsteren Mächte eingehen soll.

Pallggar hatte Erkundigungen eingeholt und erfahren, daß man sich vor Roxane und ihrem Freund, dem Ex-Dämon Mr. Silver, vorsehen mußte. Und dann sollte es noch jemanden geben.

Einen Menschen. Tony Ballard war sein Name. Ein mutiger Kämpfer, ausgerüstet mit starken Waffen, die es ihm ermöglichten, immer wieder über Mitglieder der schwarzen Macht zu triumphieren.

Aber nicht über mich! meinte Pallggar. Mein Vorteil ist, daß sie ahnungslos sind. Sie wissen nicht, was ihnen bevorsteht, und wenn sie's erfahren, geht es mit ihnen schon zu Ende.

Der Silberstreif zog seine Bahn über das dunkle Firmament. Er fegte in das alte Gemäuer eines Schlosses, das vor den Toren Londons gewaltig und düster aufragte.

Ein Großteil des Gebäudes war verfallen, und niemand stellte die Mittel für einen Wiederaufbau zur Verfügung. Für den Besitzer war das Schloß ein Fluch, an den er nicht erinnert werden wollte.

Er hatte dort seine ganze Familie bei einem Brand verloren. Niemand konnte später die Ursache des Feuers einwandfrei feststellen.

Jene, die dem Schloßbesitzer, Lord Vincent Matterburgh, nicht wohlgesonnen waren, behaupteten, er selbst habe den Brand gelegt.

Angeblich hatte er mit seiner Frau damals nicht in Frieden gelebt. Es sollte von Scheidung die Rede gewesen sein, und da sich Lord Vincent einen solchen Skandal nicht leisten wollte…

Aber das war ein böses Gerücht.

Tatsache war, daß der Brand ausbrach, als der Lord mit seiner Frau und den beiden 12jährigen Töchtern – Zwillingen – schlief.

Das Feuer überraschte die Familie. Lord Vincent erwachte durch den beißenden Rauch. Schlaftrunken weckte er seine Frau, stürzte aus dem Zimmer, um seine Töchter zu holen, aber der Weg wurde ihm durch meterhohe Flammenwände versperrt.

Die Hitze fraß sich durch morsches Holz und brachte Decken zum Einsturz. Um ein Haar wäre Lord Vincent erschlagen worden.

Verzweifelt brüllte er die Namen seiner Töchter in das Flammeninferno, und ihm war, als bekäme er von dünnen Stimmen Antwort.

Das machte ihn halb wahnsinnig. Er versuchte das Zimmer seiner Töchter von außen zu erreichen. Auf einem schmalen Sims tastete er sich einige Meter weit, dann brach es, und Lord Vincent stürzte ab.

Was weiter geschah, wußte er nicht, denn er brach sich beim Sturz nicht nur beide Beine, sondern verlor auch für lange Zeit das Bewußtsein.

Als er zu sich kam, kämpften Löschmannschaften verbissen gegen das Feuer. Die Frau des Lords und die beiden Mädchen konnten nur noch tot geborgen werden.

Sechs Wochen behielt man Lord Vincent in einem großen,

vornehmen Sanatorium. Als er entlassen wurde, umlagerten Reporter das Gebäude, und er erzählte ihnen seine furchtbare Geschichte. Ein gebrochener Mann, einsam, gramgebeugt.

Er verließ England und kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück.

Es hieß, er würde irgendwo im fernen, weiten Indien leben. Manche behaupteten, er wäre zum Buddhismus übergetreten, habe sich völlig von der Welt abgekehrt und in ein armseliges Kloster zurückgezogen.

Fest stand nur, daß er nicht mehr an sein Schloß dachte und es dem Verfall preisgegeben war.

In diesem Schloß materialisierte Pallggar. Die Luft flimmerte.

Winzige Partikelchen fanden sich um einen dunklen Kern und wurden zu einer Einheit des Bösen.

Soltaffs Neffe war da!

Ein großer blonder Mann, der irdische Kleidung trug, um nicht aufzufallen. Soltaff hatte ihm viel beigebracht. Starke Kräfte der Magie konnte Pallggar entfesseln.

Er war ein gelehriger Schüler seines Onkels gewesen. Von Kindheit an hatte er mit Soltaff zusammengelebt. Er erinnerte sich noch gut an den Tag, als er in die Hütte des Mord-Magiers kam.

Er trug seinen Wunsch vor, und Soltaff, das dürre alte Männchen, dem niemand die tödlichen Kräfte zugetraut hätte, derer er sich bedienen konnte, nickte bedächtig.

»In die Geheimnisse der schwarzen Magie soll ich dich einweisen.«

»Ja«, sagte Pallggar mit fanatisch glänzenden Augen. »Ich möchte so werden wie du. Ich möchte wissen, wie die Macht schmeckt.«

Soltaff hob die Hand. »Es ist manchmal gefährlich, sich dem Bösen zu verschreiben.«

»Ich bin mutig. Ich habe keine Angst.«

»Und du wirst ein einsames Leben führen, wenn deine Ausbildung abgeschlossen ist, denn Mord-Magier haben keine Freunde, niemand liebt sie.«

Pallggar grinste. »Das ist es, was ich erreichen möchte. Gefürchtet will ich sein. Ich werde wie du durch Coor ziehen, alle täuschen, ihr Vertrauen gewinnen und sie dann töten.«

Pallggar sank vor seinem Onkel auf die Knie. »Ich werde dein gelehriger Schüler sein.«

Und so war es. Pallggar lernte schnell. Er tauchte tief in die Geheimnisse der Magie hinab und lernte das absolute Grauen kennen.

Doch er lernte es nicht nur kennen, sondern auch, wie man es sich zunutze machte. Bald war er soweit, daß er mit Soltaff in Wettstreit treten konnte. Sie ließen die von ihnen entfesselten Magien aufeinanderprallen.

Es war jedesmal ein interessantes Kräftemessen, das der alte Mord-Magier zwar stets für sich entschied, wobei es ihm aber von Mal zu

Mal schwerer fiel, den Sieg zu erringen.
Soltaff war stolz auf seinen Neffen. Er sparte nicht mit Lob. Eines Tages sagte er: »Nun gibt es nichts mehr, was ich dir noch beibringen könnte, Pallggar. Von heute an mußt du auf eigenen Füßen stehen. Was dir jetzt noch fehlt, ist praktische Erfahrung. Die mußt du dir im Leben holen. Ich schlage vor, wir brechen morgen auf, ziehen gemeinsam durch Coor und trennen uns dann.«
»Einverstanden«, sagte Pallggar mit leuchtenden Augen. »Ich brenne darauf, das Gelernte in der Praxis anzuwenden.«
Sie brachen am nächsten Tag früh auf und fanden bei Sonnenaufgang ihr erstes Opfer. Dreimal tötete Pallggar an diesem Tag, und es war ein unbeschreiblich berauschendes Gefühl für ihn.
Bei Einbruch der Dämmerung legte ihm Soltaff die dürre Hand auf die Schulter und sagte: »Die Prä-Welt Coor hat einen neuen Mord-Magier, vor dem sie sich in acht nehmen muß. Ich möchte dir nur noch eine Warnung mit auf den Weg geben, mein Junge: Sieh dich vor Höllenfaust und seiner Bande vor! Komm den Grausamen 5 nicht ins Gehege, denn das werden sie dir sehr übelnehmen! Du weißt, daß Asmodis persönlich sie geschaffen hat, indem er sie aus dem schwarzen Kelch hob. Höllenfaust, Radheera, Thoran, Vulkan und Zero sind niemandem gut gesinnt. Selbst uns nicht, obwohl wir auf der gleichen Seite wie sie stehen. Sie dulden niemanden neben sich, möchten die unumschränkten Herrscher sein, deshalb rate ich dir, ihrer schwarzen Wolkenburg fernzubleiben. Coor bietet dir ein weites Betätigungsfeld. Wenn du dich an die Regeln hältst, die ich dir beigebracht habe, wirst du als Mord-Magier ein erfülltes Leben führen.«
Nach dieser Rede ließ Soltaff die Schultern des jungen Mord-Magiers los.
»Viel Glück, Pallggar«, sagte er und ging.
Damals hätte der junge Mord-Magier nicht geglaubt, daß er seinen Onkel nie mehr wiedersehen würde.
Er hielt es für ausgeschlossen, daß es jemand schaffte, den schlauen, vorsichtigen Soltaff zu vernichten.
Den Grausamen 5, ja, denen wäre es gelungen, aber deren Jagdbereich mied Soltaff gewissenhaft.
Der alte Mord-Magier begegnete Roxane und Cruv. Er schloß sich ihnen an und beabsichtigte, sie zu töten. Doch er scheiterte mit seinem Vorhaben an Mr. Silver, den der Gnom mit Hilfe eines steinernen Monolithen herbeirief.
Cruv, Roxane, Mr. Silver!
Diese drei Namen standen auf Pallggars Wunschliste. Sollte deren Freund Tony Ballard sich aus der Sache nicht heraushalten, dann würde Pallggar auch mit ihm kurzen Prozeß machen.

So war es geplant. Tod jenen, die Soltaff vernichtet hatten!

Der erste Schritt war getan. Pallggar befand sich auf dem blauen Planeten. Magie ermöglichte es ihm, daß er sich sofort an die Gegebenheiten anpassen konnte. Er fand sich vom ersten Augenblick an zurecht.

Sobald er in dem halb verfallenen Schloß vor den Toren Londons materialisiert hatte, schickte er sich an, den zweiten Schritt zu tun.

Niemand wußte, daß dieses düsterte Schloß ein grauenvolles Geheimnis in sich barg.

Selbst Lord Vincent Matterburgh hatte davon keine Ahnung.

Pallggar hatte sich nicht willkürlich für dieses Schloß entschieden.

Er war gewissermaßen auf einem schwarzmagischen Leitstrahl hierher gekommen. Vor langer Zeit – genauer: im Jahre 43 nach Christus, als die Römer unter Kaiser Claudius mit der Eroberung Englands begannen – gab es unter den römischen Soldaten einige wenige Sektierer, die den schwarzen Mond, eine magische Scheibe, die ihnen außergewöhnliche Kräfte spendete, anbeteten.

Die Bruderschaft des schwarzes Mondes, wie sie sich nannten, wurde von einem tapferen, grausamen Krieger namens Tibanus angeführt. Ihm und seinen Freunden genügte es nicht, den Feind zu töten.

Sie tranken dessen Blut und brachten dem schwarzen Mond grausige Opfer. Als ihrem Feldherrn das zu Ohren kam, ließ er den schwarzen Mond zerstören, die Mitglieder der Bruderschaft erschlagen und tief unter der Erde einmauern.

Von diesem Tag an wurde das Gewölbe nur noch das Verlies der Verdammten genannt, und obwohl es die Bruderschaft des schwarzen Mondes nicht mehr gab, wagte sich kaum noch jemand dort hinunter.

Bald fegten Kriege über das Land hinweg. Schwere Verwüstungen waren die Folge, und jahrelang waren die Verdammten unter einem riesigen Trümmerhaufen begraben.

Doch das blieb nicht so. Auf den alten, unheimlichen Gewölben wurde ein Schloß errichtet, und in manchen Vollmondnächten sollten die schaurigen Klagerufe der erschlagenen Römer zu hören gewesen sein.

Man versuchte es totzuschweigen, doch in irgendwelchen alten Büchern stand es schwarz auf weiß: »Die Toten sind nicht tot! Eines Tages wird die Bruderschaft wiederkehren…!«

Eines Tages…

Aus der Tiefe des steinernen Grabes heraus sorgten Tibanus und seine Brüder immer wieder dafür, daß die Besitzer des Schlosses ins Unglück gestürzt wurden. Ihr jüngstes Opfer war Lord Vincent Matterburgh gewesen.

Das Feuer, das seine Familie ausgerottet hatte, war von ihnen entfacht worden. Mehr konnte die Bruderschaft des schwarzen

Mondes jedoch nicht unternehmen. Es war ihr nicht möglich, aus ihrem steinernen Gefängnis auszubrechen.

Dazu wollte ihnen Pallggar, Soltaffs Neffe, verhelfen. Deshalb materialisierte er im finsteren Verlies der Verdammten, das noch sehr gut erhalten war. Seine glühenden Augen durchdrangen die Dunkelheit mühelos.

Glatte Steinquadern bildeten die Wände. Es roch nach Feuchtigkeit, Moder und Fäulnis. Säulen mit kunstvoll verzierten Kapitellen stützten die Rundbogen. In den Ecken und Winkeln zitterten dünne Netze, und fette schwarze Spinnen lagen auf der Lauer.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über Pallggars Züge. Er hatte sich einer kahlen Wand zugewandt und wußte, was sich dahinter verbarg. Langsam hob der harmlos aussehende Mord-Magier die Hände.

Seine Lippen formten Worte in einer Sprache, die auf dieser Welt unbekannt war. Die Wand überzog sich daraufhin mit einem fluoreszierenden Schimmer, der langsam, aber stetig in die kantigen Steine einsickerte und ihre Struktur veränderte.

»Tibanus!« rief Pallggar. Seine Stimme hallte schaurig durch das dämmrige Gewölbe. »Tibanus, hörst du mich?«

Stille. Dumpfe, unheimliche Grabesstille. Doch der Mord-Magier wußte, daß er nicht allein war. Die Bruderschaft des schwarzen Mondes befand sich hinter dieser Mauer.

»Tibanus, ich befehle dir, mir zu antworten!«

»Was willst du?« krächzte eine Stimme durch den Stein. Sie klang irgendwie eingerostet. Tibanus schien lange nicht gesprochen zu haben.

»Ich kenne eure Geschichte«, sagte Pallggar. »Ich weiß, daß ihr einst den schwarzen Mond angebetet habt, daß ihr grausam wart und nach den Gesetzen des Bösen gehandelt habt! Ich kenne euer Schicksal. Ihr fandet auf eine schmachvolle Weise den Tod und mußtet die Jahrhunderte in diesem steinernen Gefängnis verbringen, doch damit könnte es nun vorbei sein.«

»Könnte?« fragte Tibanus.

»Ich bin Pallggar, ein Vertreter der schwarzes Macht, also nicht euer Gegner, sondern euer Freund. Ich wäre in der Lage, euch zu helfen. Es wäre mir möglich, diese steinerne Barriere einzureißen.«

»Warum tust du es nicht?« fragte Tibanus.

Pallggar grinste. »Laß uns zuerst einen Pakt schließen.«

»Du willst uns erpressen?«

»Habe ich kein Recht, Bedingungen zu stellen? Immerhin verhelfe ich euch zur Freiheit.«

»Was verlangst du von uns?« wollte Tibanus wissen.

»Soll ich für euch auch den schwarzen Mond wiedererstehen lassen?« fragte Pallggar zurück.

»Dazu wärst du in der Lage?« erwiderte Tibanus beeindruckt.
»Was wäre euch das wert?«
»Wenn du uns den schwarzen Mond schenkst, gibt es, nichts, was wir nicht für dich tun würden.«
»Sprichst du für alle Brüder?«
»Selbstverständlich.«
»Ihr seid sieben, nicht wahr?«
»Ja«, sagte Tibanus, »und wir würden dich als unseren Herrn anerkennen. Jeder deiner Wünsche wäre für uns ein Befehl.«
Pallggar nickte zufrieden. »Habe ich dein Wort, Tibanus?«
»Ja, Pallggar, und ich habe mein Wort noch nie gebrochen!«
Der Mord-Magier trat an die Wand. Er lehnte sich mit der Brust dagegen und beschrieb mit seinen Händen links und rechts einen Halbkreis. Die Steinquadern überzogen sich mit einer tiefen, unheimlichen Schwärze.
Pallggar tränkte den Kreis mit starker Magie und trat dann zurück, als wollte er das, was er geschaffen hatte, in seiner Gesamtheit betrachten. Wie ein Künstler, ein Maler, der einen kritischen Blick auf sein Werk wirft.
Es gab ihn wieder, den schwarzen Mond!
Die große Scheibe sandte ein schwarzes »Licht« aus. Vielleicht klingt das unsinnig, denn Licht ist hell und niemals schwarz. Doch hier herrschten andere Gesetze, und das Leuchten des schwarzen Mondes war *schwarz*.
»Tretet hervor aus eurem Gefängnis«, verlangte Pallggar. »Ich will euch sehen!«
Im tiefen Schwarz des Mondes entstanden rote Glutpunkte. Glühende Augen waren es, die auf den Mord-Magier zukamen.
Grauenerregende Gestalten stiegen durch die Schwärze des Mondes.
Die Bruderschaft des schwarzen Mondes war wieder frei.

***

Unser Abenteuer in Griechenland gehörte der Vergangenheit an, und ich danke heute noch dem Himmel, daß wir es heil überstanden hatten. Leider war nicht alles nach Wunsch verlaufen.
Es war uns zwar gelungen, die gesamte Ghoul-Clique aufzureiben, die in Athen und Umgebung ihr Unwesen trieb, aber wir schafften es nicht, uns die Hexe Cuca zu holen, denn sie hatte sich unter Atax'
Schutz gestellt, und der machte sich mit ihr aus dem Staub, als wir das Knochenfest um Mitternacht auf dem Friedhof platzen ließen.
Cuca… Eine wankelmütige Schönheit, in die Mr. Silver einst verliebt zu sein glaubte. Er wollte sie zum Guten bekehren, und es wäre ihm auch fast geglückt.
Für kurze Zeit wandte sie sich tatsächlich vom Bösen ab, aber dann

wurde sie rückfällig, und Mr. Silver trennte sich von ihr, ohne zu wissen, daß sie ein Kind von ihm erwartete.

Cuca behielt dieses Geheimnis für sich. Sie brachte das Kind, einen Jungen, zur Welt und erzog ihren Sohn nach den Gesetzen der Hölle. Kürzlich erst erfuhr Roxane, daß der Ex-Dämon einen Sohn hatte.

Seither versuchte unser Freund alles, um Silver II zu finden. Als er herausfand, daß Cuca in Athen lebte, reiste er mit Roxane dorthin.

Vicky Bonney und ich begleiteten ihn.

Nach anfänglichen Startschwierigkeiten gelang es uns, bis zu Cuca vorzustoßen, doch das letzte Quentchen Glück fehlte uns dann, und so wußten wir immer noch nicht, wo Silver II steckte.

Er konnte sich auf der Erde befinden oder in irgendeiner fernen Dimension. Vielleicht wußte es nicht einmal Cuca, denn sie hatte sich von ihrem Sohn vor geraumer Zeit getrennt, weil sie sich mit ihm nicht mehr verstand.

Wir standen immer noch am Anfang und warteten… Worauf? Ja, vielleicht auf ein Wunder, oder auf einen Zufall, der uns auf die Sprünge half. Alles, was Mr. Silver im Anschluß an die Reise nach Griechenland unternommen hatte, war zum Scheitern verurteilt gewesen, und so resignierte der sympathische Hüne mit den Silberhaaren schließlich.

Er hatte eingesehen, daß man dieses Problem nicht mit der Brechstange lösen konnte. Wir mußten uns in Geduld fassen. In dieser Disziplin waren wir beide schwach, aber wir gaben unser Bestes.

Ich saß in einem weichen, bequemen Sessel, meine Füße lagen auf dem Tisch, und in meiner Hand hielt ich ein Glas Pernod. Ich hätte mich selbst als Tony Ballards Denkmal bezeichnen können, so reglos saß ich da, während sich meine Gedanken mit Vergangenheit und Zukunft beschäftigten.

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, saß neben mir und raschelte mit der Zeitung. Vicky Bonney löste mit flinkem Bleistift ein Kreuzworträtsel.

Mr. Silver starrte Löcher in die Wand. Vielleicht dachte er soeben an Cuca.

Wir boten ein Bild des Friedens.

»He, Vicky, sieh mal«, sagte Roxane plötzlich. Ihr langes schwarzes Haar hatte einen bläulichen Glanz; ihre Augen, die leicht schräggestellt waren, schimmerten grün. »In der City gibt es ab morgen ein neues Warenhaus.«

Die Hexe aus dem Jenseits wies auf das ganzseitige Inserat. Vicky Bonney rückte interessiert näher. Einkaufen war eine ihrer größten Leidenschaften.

Meine Güte, was kaufte Vicky auf ihren Reisen nicht alles zusammen. Als erfolgreiche Schriftstellerin konnte sie sich das zwar leisten, aber

zu Hause platzten die Schränke langsam aus den Nähten.
Und sie strahlte schon wieder. Wenn ich dieses Funkeln in ihren Augen sah, überlegte ich mir jedesmal, ob ich nicht anbauen oder aufstocken sollte.
»Das sind ja Superangebote, Roxane«, sagte sie. »Da müssen wir unbedingt hin.«
»Klar, und Oda nehmen wir auch mit.«
Oda, die weiße Hexe, lebte mit unserem Freund, dem Parapsychologen Lance Selby, zusammen. Er befand sich zur Zeit mal wieder auf einer Vortragsreise, und ich fand es nett, daß unsere Mädchen sich um Oda kümmerten.
Vicky lachte übermütig. »Wir drei pushen morgen den Umsatz des Warenhauses hoch.«
»Ich höre immer *wir drei*«, schaltete ich mich ein. »Was ist mit Silver und mir?«
»Ja«, tönte der Ex-Dämon. »Was ist mit uns?«
»Euch nehmen wir nicht mit«, erklärte Roxane.
»Und warum nicht? Kannst du mir einen vernünftigen Grund dafür nennen?« fragte der Hüne.
»Weil ihr immer nörgelt und meckert«, sagte Vicky Bonney. »Was immer wir kaufen wollen, es gefällt euch nicht. Ihr seid ungeduldig, nennt uns kaufwütige Weiber, klagt über schmerzende Füße und sehnt euch danach, im Restaurant ein kühles Bier zu trinken.«
»Das Bier könnt ihr auch zu Hause haben«, sagte Roxane.
»Bequemer und billiger«, fügte dem Vicky Bonney schmunzelnd hinzu.
Ich nickte. »Irgend jemand muß ja schließlich sparen, wenn ihr das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerft.«
»Also davon kann nun wirklich keine Rede sein«, verteidigte sich Vicky. »Wir kaufen sehr preisbewußt ein.«
»Und immer nur das, was wir auch tatsächlich brauchen«, versetzte Roxane.
Der Hüne hob die Schultern und sah mich seufzend an. »Sie brauchen eben sehr viel, unsere Damen, dagegen kannst du nichts machen.«
»Wenn ihr brav seid, bringen wir euch auch was Schönes mit«, versprach Roxane.
Vicky rief Oda an. Die weiße Hexe meldete sich verschlafen. Sie war früh zu Bett gegangen, und Vicky bedauerte, sie aus den Federn geholt zu haben.
Oda war natürlich einverstanden, mit Vicky und Roxane in die City zu fahren. Sie war eben auch nicht nur eine Hexe, sondern auch eine Frau. Die drei Mädchen freuten sich riesig auf den morgigen Tag.
Doch er sollte für sie kein reines Vergnügen werden…

***

Erschreckend sahen sie aus, doch Pallggar hatte keine Angst vor ihnen. In Reih und Glied standen sie vor dem schwarzen Mond, den der Mord-Magier geschaffen hatte.

Grauenerregende Gestalten. Skelettierte Römer mit Brutpanzern, Schwertern und Dolchen. Die Höllenglut brannte in ihren Augen.

Grinsende Totenfratzen blickten Pallggar an.

»Wer von euch ist Tibanus?« fragte der Mord-Magier.

Einer der sieben Knochenmänner trat vor. »Ich bin es, Herr.«

Diese Anrede gefiel Pallggar. Ja, er war ihr Herr. Er hatte ihnen die Freiheit wiedergegeben, und nun unterstanden sie seinem Befehl.

»Du mußt sehr stark sein, Herr«, sagte Tibanus, »denn es gelang dir, den schwarzen Mond wiedererstehen zu lassen.«

»Spürt ihr seine Kraft?«

»Ja, Herr. Die Restkraft des ersten Mondes hielt uns am Leben, vermochte uns aber nicht soweit zu stärken, daß wir aus unserem Gefängnis ausbrechen konnten. Das hast erst du uns ermöglicht, und dafür werden wir dir ewig dankbar sein.«

»Ihr habt euch in der Vergangenheit hin und wieder bemerkbar gemacht«, sagte Pallggar.

»Ja, wir vereinigten in diesen Fällen unseren Geist, aber das kostete uns jedesmal sehr viel Kraft. Nun muß England wieder mit der Bruderschaft des schwarzen Mondes rechnen.«

»Ich habe nichts dagegen, wenn ihr eure einstigen Ziele weiterverfolgt«, sagte Pallggar, »aber zuerst helft ihr mir.«

»Wobei?« fragte Tibanus.

»Rache!« knurrte Soltaffs Neffe bösartig. Dann erzählte er den Römern, woher er kam und was sich auf Coor ereignet hatte. Namen fielen: Roxane, Mr. Silver, Cruv…

Tibanus nickte. »Du kannst mit uns rechnen, Herr. Wie lauten deine Befehle?«

»Zunächst bleibt ihr in diesem Verlies«, sagte Pallggar. »Ihr erfahrt von mir rechtzeitig, wie ich mir euren Einsatz vorstelle.«

Die Knöchernen waren damit einverstanden. Das Grauen war wieder frei, und wenn Pallggars Ziel erreicht war, würde die Bruderschaft des schwarzen Mondes ihr schreckliches Treiben wiederaufnehmen.

***

Das Taxi hielt, und drei bildhübsche Mädchen stiegen aus. Eine Blonde (Vicky Bonney), eine Schwarzhaarige (Roxane) und eine Rothaarige (Oda).

»Ich wünsche den Damen viel Spaß!« rief der Taxifahrer schmunzelnd, bevor er weiterfuhr.

»Habt ihr auch alle eure Schecks dabei?« fragte Oda. Die weiße Hexe war vor etwa einem Jahr zur Ballard-Crew gestoßen. Sie hatte damals

Mago, den Schwarzmagier und Jäger der abtrünnigen Hexen, auf den Fersen gehabt und beinahe ihr Leben verloren. [1]

Im Kampf gegen Magos Schergen, die mit gefährlichen Höllenpeitschen ausgerüstet waren, verlor Mr. Silver seine übernatürlichen Fähigkeiten, und es dauerte sehr lange, bis er im Tunnel der Kraft wiedererstarkte.

Wie verzahnt doch alles war. Der Tunnel der Kraft befand sich auf der Prä-Welt Coor. Dort rettete Roxane dem Gnom Cruv das Leben.

Er schloß sich ihr und ihren Freunden an, kam mit auf die Erde und war heute ein Mitglied des »Weißen Kreises«, den Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten, gegründet hatte.

Vicky Bonney wies auf ihre Handtasche und antwortete auf Odas Frage: »Ich bin gut bestückt.«

»Ich auch«, sagte Roxane. »Sollten mir wider Erwarten die Schecks ausgehen, kann ich mich ja an euch halten.«

Es war halb zehn. Vor einer halben Stunde hatte das neue Warenhaus seine Pforten geöffnet, und nun rotierten die Angestellten bestimmt schon in den einzelnen Abteilungen, denn niemand wollte einen Fehler machen, und die Neugierigen, die heute hereinschauten, sollten als Stammkunden gewonnen werden. Das war nicht einfach bei der heutigen Wirtschaftslage. Der Konkurrenzkampf war dementsprechend hart.

Vicky, Roxane und Oda bestaunten die Fassade des Warenhauses.

Man konnte auf Anhieb nicht behaupten, daß sie schön war, doch eines war sie mit Sicherheit: ins Auge springend.

Niemand konnte daran vorbeigehen, ohne das Warenhaus nicht zu bemerken, und damit sah der Architekt, der die Fassade entworfen hatte, seine Aufgabe als erfüllt an.

»Dann stürzen wir uns mal ins Getümmel«, sagte Vicky Bonney.

Sie fluteten mit vielen anderen Besuchern zur offenen Tür hinein, und die eigenwilligen Klänge einer Gruppe von schottischen Dudelsackpfeifern empfingen sie.

»Hört sich gut an«, sagte Vicky.

»Ja, mir gefällt die schottische Volksmusik auch«, erwiderte Roxane.

Sehr farbenprächtig waren die Schotten gekleidet, und natürlich trugen sie den unvermeidlichen Kilt, was Oda zu der kichernden Bemerkung veranlaßte: »Ist das nun eigentlich schon geklärt? Tragen sie etwas darunter oder nicht?«

»Ich denke schon«, sagte Roxane. »Hör mal, die können doch nicht ohne… herumlaufen. Das ginge doch nicht.«

»Wollen wir nachsehen?« fragte Oda amüsiert. »Ich könnte einen Wind entfachen, der die Kilts hebt.«

»Also das ist doch…«, entrüstete sich Vicky Bonney. »Ihr seid wohl nicht bei Trost. Ihr könnt doch nicht …«

»Spielverderberin«, sagte Oda.

Roxane stieß Vicky mit dem Ellbogen an. »Denkst du wirklich, wir hätten die Schotten blamiert? Wofür hältst du uns? Wir sind anständige Hexen.«

»Na hoffentlich«, sagte Vicky und begann mit dem Rundgang durch das Warenhaus, auf dem die beiden Hexenmädchen sie begleiteten.

Daß Pallggar auch unter den Besuchern war, entzog sich ihrer Kenntnis.

***

Er hatte Tony Ballards Haus beobachtet, und als Roxane, Vicky und Oda mit dem Taxi losfuhren, folgte ihnen der Mord-Magier in einem Leihwagen. Nie zuvor war er mit einem Auto gefahren, dennoch fand er sich mit der fremden Technik auf Anhieb zurecht. Magie…

Es störte ihn nicht, daß Roxane nicht allein war. Dann würde sein Schlag eben nicht nur sie, sondern auch ihre Freundinnen treffen.

Das berührte den Mord-Magier nicht.

Er hatte sich dem Töten verschrieben, und je mehr Opfer er fand, desto lieber war es ihm. Geschickt fuhr er dem Taxi nach, und er richtete es so ein, daß die Mädchen keinen Verdacht schöpften.

Ab und zu ließ er Fahrzeuge überholen, wechselte in der Kolonne hin und wieder die Position, war mal zweiter, dritter oder vierter, verlor das Taxi aber nie aus den Augen.

Als es vor dem Warenhaus anhielt, stoppte Pallggar seinen Leihwagen. Daß er im Halteverbot stand, machte ihm nichts aus.

Er war mit den Verkehrszeichen zwar vertraut, doch er ignorierte sie, und es sollte keinem Bobby einfallen, ihn zu bestrafen, denn das hätte der Polizist nicht überlebt.

Die drei Mädchen stiegen aus und verschwanden aus Pallggars Blickfeld. Einkaufsbummel! dachte der Mord-Magier grinsend. Sie werden sich den Tod holen…

Zu dem Großkaufhaus gehörte auch eine geräumige Parkgarage, deren Einfahrt Pallggar jetzt ansteuerte. Ein Automat summte, und es hatte den Anschein, als würde ihm das Gerät die Zunge herausstrecken.

Es war der Parkschein, der sich aus dem »Mund« des Automaten geschoben hatte. Pallggar ergriff ihn und warf ihn achtlos auf den Beifahrersitz. Der Schlagbaum öffnete sich, und der Mord-Magier fuhr in das Parkhaus.

Sieben Parkdecks gab es. Sechs waren restlos besetzt. Erst in der siebten Etage fand Pallggar eine Parkmöglichkeit. Er stieg aus dem Auto, warf die Tür zu und begab sich zum Fahrstuhl.

Als die Kabine eintraf, bestieg er sie und drückte auf einen der Knöpfe, ohne genau hinzusehen. Dadurch brachte ihn der Aufzug

nicht ins Erdgeschoß, sondern in den Keller, und somit in das Lager des Kaufhauses.

***

Jonathan Andersen war fünfundfünfzig. Ein rechtschaffener, gewissenhafter Mann, seit zwanzig Jahren glücklich verheiratet, mit einer netten Frau und zwei strebsamen Söhnen gesegnet.

»Auf einen Mann muß man sich verlassen können«, das war seine Devise, und so machte er seine Arbeit stets so zuverlässig, wie es die Geschäftsleitung von ihm erwarten durfte.

Er hatte schon bei »Mark & Spencer« und »Woolworth« gearbeitet, und er avancierte bei »Harrods« zum stellvertretenden Lagerleiter, doch damit war für ihn – so schien es – die oberste Sprosse seiner persönlichen Karriereleiter erreicht, denn der Mann, dessen Stellvertreter er war, war um drei Jahre jünger als er, und somit bestand kaum die Chance, jemals an die erste Stelle vorzurücken.

Die Nummer eins hätte arbeitsunfähig werden oder gar sterben müssen. Aber das wünschte sich Jonathan Andersen nicht. Er fand sich damit ab, als Nummer zwei in den Ruhestand zu treten.

Doch dann bot sich ihm vor einem halben Jahr doch noch die Möglichkeit an, Nummer eins im Lager eines Großkaufhauses zu werden.

Er begegnete einem Freund, einem ehemaligen Armeekameraden.

Auf der Bond Street stießen sie regelrecht zusammen, und Andersen hatte schon ärgerlich loslegen wollen, weil er keine Schuld an diesem Zusammenstoß hatte.

Aber dann erkannte er den Stubenkumpel von einst wieder und schlug ihm begeistert auf die Schulter: »Lewis! Lewis Rice! Ist das eine Überraschung!«

Der andere riß erstaunt die Augen auf. »Jonathan Andersen, altes Haus! Mensch, freu' ich mich, dich wiederzusehen!«

»Ist das ein Ding? Ist das ein Ding, he?«

»Yeah. Nach so vielen Jahren!«

»Ich fand mal deine Nummer im Telefonbuch, wollte dich auch anrufen…«

»Menschenskind, warum hast du's denn nicht getan? Ich hätte mich riesig darüber gefreut«, sagte Lewis Rice. »Laß dich ansehen. Prächtig siehst du aus.«

»Du siehst auch nicht schlecht aus, scheinst ‘ne Menge Kies zu haben, Lewis.«

»Ja, ich denke, ich habe meinen Weg gemacht. Bist du gesund?«

»An mir hat noch kein Arzt einen Penny verdient.«

»Dann verträgst du sicher die paar Drinks, die ich dir spendieren möchte. Komm, ich kenne hier gleich um die Ecke ein nettes Lokal; es

wird dir gefallen. Nein, so ein Zufall. Ich kann’s immer noch nicht fassen.«

Stunden vergingen wie im Flug. Viel gab es zu erzählen, und Erinnerungen wurde ausgiebig aufgefrischt. Es blieb nicht bei den

»paar Drinks«; ein Whisky folgte dem andern, bis sie beide lautstark die alten Militärlieder sangen. Andersen fühlte sich wunderbar.

Seine Frau, die er irgendwann anrief, damit sie sich keine Sorgen machte, war nicht gerade begeistert, als sie ihn lallen hörte, aber sie hatte Verständnis, und Jonathan Andersen und Lewis Rice setzten ihre Feier bis spät in die Nacht hinein fort.

Sie sprachen über ihre Jobs, und es stellte sich heraus, daß Rice einer der Direktoren des neu erbauten Warenhauses war, vor dem die Konkurrenz jetzt schon zitterte, obwohl es bis zur Eröffnung noch ein halbes Jahr dauern würde.

Als Andersen erzählte, wo er zur Zeit arbeitete, meinte Rice: »Du mußt unbedingt zu uns kommen, Jonathan. Wir suchen noch einen tüchtigen, zuverlässigen Lagerleiter. Ich habe ihn in dir gefunden.«

Die Nummer eins! Andersen strahlte. Ein Traum ging in Erfüllung. Sein Freund wußte nicht, was für eine große Freude er ihm mit diesem Angebot machte. Sie kamen überein, sich in zwei Tagen in Rices Büro wiederzusehen.

So verblieben sie.

Einen Tag später sah Jonathan Andersen die Sache mit anderen Augen. Vielleicht konnte sich sein Freund an das Angebot nicht mehr erinnern. Es wäre ihm peinlich gewesen, Lewis darauf hinzuweisen.

Deshalb suchte Andersen den Freund zur vereinbarten Zeit nicht auf. Er hatte einfach nicht den Mut dazu, wollte sich eine Enttäuschung ersparen. Doch bereits am Nachmittag läutete in seinem Büro das Telefon.

»Sag mal, hast du mich versetzt, oder wie soll ich das sehen?« fragte Lewis Rice.

»Entschuldige, aber…«

»Meine Herren, bist du so blau gewesen, daß du dich an unsere Abmachung nicht mehr erinnern kannst? Du wolltest doch heute bei mir vorbeikommen. Junge, der Vertrag liegt bereit, es fehlt nur noch deine Unterschrift.«

Andersen überschlug sich beinahe vor Freude, und fünfundvierzig Minuten später setzte er seinen Namenszug unter das Schriftstück, mit dessen großzügigen Bedingungen er vollauf zufrieden war.

Als das Lager eingerichtet wurde, war er schon dabei, und man ging – Weisung von oben – auf seine guten Vorstellungen ein. Lewis Rice hatte nichts zu bereuen. Der Zufall hatte ihm wirklich den besten Mann in die Hände gespielt.

Heute hatte das Kaufhaus seine Pforten zum erstenmal geöffnet, und

auch in Jonathan Andersen befand sich dieses eigenartige Fiebern und Prickeln. Würde alles gutgehen?

Es war mächtig die Werbetrommel gerührt worden, so daß die Leute mit großen Erwartungen herbeiströmten. Würde man die hochgestochenen Erwartungen erfüllen können? Würde es Kunden geben, die enttäuscht nach Hause gingen und ihren Freunden von einem Besuch des Warenhauses abrieten?

Mehr als tausend Quadratmeter umfaßte das Lager – Jonathan Andersens Reich. Hier unten würde er von nun an schalten und walten. Er, die Nummer eins. Man hatte ihm gestattet, sich seine Mitarbeiter selbst auszusuchen, und er hatte sich ein zuverlässiges Team aufgebaut.

Zur Zeit war im Lager noch nichts los. Die Regale in den einzelnen Etagen waren gut bestückt. Mit einer Nachlieferung der sogenannten »Renner« – preiswerte Waren, die sich besonders gut verkaufen ließen – rechnete Jonathan Andersen erst um die Mittagszeit.

Er sorgte dafür, daß auf seinem Schreibtisch peinliche Ordnung herrschte, und trat dann aus dem Büro mit den Glaswänden. Es befand sich auf einem Podest, so daß Andersen die Regalstraßen gut überblicken konnte.

Nun stieg er über eine Leichtmetalltreppe hinunter. Linker Hand befanden sich ein Personen- und ein Lastenaufzug. Die Tür des Personenfahrstuhls öffnete sich, und ein großer blonder Mann trat aus der Kabine.

Es war Pallggar, der Mord-Magier, doch das konnte der Lagerleiter nicht wissen. Andersen hielt Soltaffs Neffen für einen harmlosen Kaufhausbesucher, der irrtümlich auf den falschen Knopf gedrückt hatte.

Freundlich lächelnd ging er dem blonden Mann entgegen. »Dies hier ist das Lager, Sir. Unbefugten ist der Zutritt untersagt. Ich nehme an, Sie haben falsch gedrückt.«

»Ja«, sagte Pallggar. »Scheint so.« Er blickte sich blitzschnell um und faßte einen für Jonathan Andersen schicksalsschweren Entschluß.

»Wohin wollten Sie?« fragte der Lagerleiter.

»Das ist jetzt nicht mehr wichtig, ich habe umdisponiert«, antwortete der Mord-Magier.

»Wie meinen Sie, Sir?«

»Ich habe beschlossen, dich in meine Pläne mit einzubeziehen«, sagte Pallggar.

Andersen glaubte, sich verhört zu haben. Hatte dieser blonde Mann ihn tatsächlich geduzt? Das war eine Unverschämtheit. Die Freundlichkeit verschwand aus Andersens Gesicht. Streng blickten die Augen des Lagerleiters.

»Ich schlage vor, Sie kehren um und verlassen das Lager, junger

Mann!« sagte er schroff.

Der Mord-Magier grinste. »Natürlich verlasse ich das Lager wieder, denn ich will sehen, was du anstellst.«

Andersen blies sich auf. »Wenn Sie jetzt nicht auf der Stelle verschwinden, lasse ich Sie von meinen Mitarbeitern hinauswerfen!«

»Nur nicht aufregen!« erwiderte Pallggar und streckte seine Arme waagerecht vor. Er spreizte die Finger, und Jonathan Andersen traute seinen Augen nicht, als er. sah, daß sich die Fingerkuppen öffneten.

Die Öffnungen erinnerten den Lagerleiter an Pistolen- oder Gewehrmündungen. Schwarze Stacheln sausten heraus, so schnell, daß Andersen nicht reagieren konnte.

Die Stacheln flogen auf den Mann zu, trafen ihn. Er zuckte heftig zusammen, während die spitzen Geschosse in seinen Körper drangen und sich darin auflösten.

Schwärze breitete sich blitzartig in Jonathan Andersens Körper aus. Innerhalb eines Sekundenbruchteils ergriff sie von dem Lagerleiter Besitz, löschte sein Gedächtnis aus und zerstörte alles, was einmal Jonathan Andersen gewesen war.

Übrig blieb ein Wesen, das zu keiner menschlichen Regung mehr fähig war. Soltaffs Neffe hatte aus Jonathan Andersen ein gefährliches Werkzeug gemacht. Der Mord-Magier sprach von einem blonden, einem schwarzhaarigen und einem rothaarigen Mädchen.

»Du wirst sie töten!« sagte er. »Hast du mich verstanden?«

»Ja«, antwortete Andersen mit hohler Stimme.

»Dann geh und suche sie!«

Der Lagerleiter nickte, schritt an Pallggar vorbei und betrat den Fahrstuhl.

***

»Seht euch diesen Bikini an«, sagte Vicky Bonney und wies kopfschüttelnd auf die schlanke Puppe, die ihn trug.

»Kleiner geht's nicht mehr«, stellte Roxane fest.

»Also, ich würde mich in dem Ding nicht wohl fühlen«, sagte Vicky. »Ich bin bestimmt nicht prüde, und gegen ein bißchen Freizügigkeit habe ich nichts, aber das überschreitet schon beinahe die Grenze des guten Geschmacks.«

»Du brauchst den Bikini ja nicht zu kaufen«, meinte Oda.

»Genau das habe ich vor«, sagte Vicky und ging weiter.

Sie befanden sich im dritten Stock – Bade- und Freizeitmode, Sportartikel… Ein Mann probierte eine Angelrute aus. Das Ding pfiff so laut durch die Luft, daß sich Vicky erschrocken umwandte.

»Verzeihung«, sagte der Trocken-Angler, und sein anerkennender Blick wieselte an Vicky auf und ab.

»Hoppla, unsere Freundin hat bereits eine Eroberung gemacht«, sagte

Roxane. »Gut, daß wir bei ihr sind. Da kann ihr wenigstens nichts passieren.«

»Hoffentlich sind wir ihr jetzt nicht lästig«, meinte Oda amüsiert.

»Ein Wort noch, und unsere Wege trennen sich!« versetzte das blonde Mädchen, und die beiden Hexen kicherten. So unbeschwert, ausgelassen, übermütig und fröhlich waren sie schon lange nicht gewesen.

Im Hintergrund glitt eine Fahrstuhltür zur Seite. Jonathan Andersen trat aus dem Lift, die Tür schloß sich wieder. Suchend blickte sich der Lagerleiter um.

Dann hatte er die drei Mädchen erblickt, die er töten sollte. Langsam setzte er sich in Bewegung. Seine Hände zuckten.

Er ging an Fahrrädern und Heimtrainern vorbei, erreichte die Tennisabteilung. Starr war sein Blick auf die Mädchen gerichtet, auf seine Opfer!

Als er das reich sortierte Regal mit den Jogginsachen erreichte, öffnete sich die Fahrstuhltür wieder, und diesmal stieg Pallggar aus, der sich das bevorstehende Schauspiel nicht entgehen lassen wollte.

Lewis Rice stand mit zwei Kunden bei der Rolltreppe, die laufend neue Kunden hochtransportierte. Als er Andersen erblickte, sagte er:

»Im zweiten Stock: Mr. Bradie. Ich bin sicher, er kann Sie zufriedenstellen.«

Die Leute fuhren mit der Rolltreppe hinunter, und Rice steuerte seinen Freund, den Lagerleiter, an. »Jonathan! He, Jonathan!«

Andersen blieb stehen. Es blitzte feindselig in seinen Augen, als er sich umdrehte. Rice würde ihn nicht von seinem Vorhaben abhalten können. Niemand konnte das.

Pallggars Miene verfinsterte sich. Er liebte solche Störungen nicht, deshalb überlegte er, ob er eingreifen sollte. Da die Mädchen dabei aber Verdacht schöpfen konnten, ließ er es bleiben.

Die Dinge sollten ihren Lauf nehmen. Ein Mißlingen war nicht zu erwarten, denn Pallggar hatte alles unter Kontrolle.

»Ja?« fragte Jonathan Andersen.

»Ist im Lager alles in Ordnung?«

»Alles bestens«, sagte Andersen. »Warum fragst du?«

Rice zuckte mit den Schultern. »Nur so. Die Polizei hat soeben unseren Laden dichtgemacht. Wir sind voll, und die Leute kaufen, daß es eine wahre Freude ist.« Rice boxte den Freund leicht in den Bauch. »Wir sehen uns vielleicht später wieder. Man erwartet mich in der Fernsehabteilung. Also mach's gut, halt unser Lager in Schuß.«

»Mach dir darum mal keine Gedanken«, sagte Jonathan Andersen.

Lewis Rice eilte davon, und der Lagerleiter visierte wieder die drei Mädchen an. Pallggar wurde ungeduldig. Als Andersen sich nach ihm umsah, knurrte dieser mit zusammengepreßten Zähnen: »Geh schon!

Tu, was ich dir gesagt habe!«
Vicky Bonney nahm ein Luftdruckgewehr in die Hand. Sofort war ein Verkäufer zur Stelle, der sie fragte, ob sie die Waffe einmal ausprobieren wolle. Es gab einen kleinen Schießstand.
Zu dem führte der Verkäufer das blonde Mädchen. Roxane und Oda folgten ihr. Der Mann lud das Gewehr und schob eine Zielscheibe in die Halterung. Vicky setzte alle fünf Kugeln ins Schwarze, was den Verkäufer sichtlich verblüffte.
Er hatte wohl gedacht, das Mädchen wurde sich schon freuen, wenn es die Zielscheibe überhaupt traf. Vicky wollte auch die beiden Hexen zu einem Schußtest überreden, doch Roxane und Oda wollten nichts davon wissen.
»Sind Sie an dieser Waffe interessiert?« erkundigte sich der Verkäufer.
Vicky wandte sich an ihre Freundinnen. »Was meint ihr, soll ich das Gewehr für Tony kaufen?«
»Soviel ich weiß, trainiert er nur mit echten Waffen«, sagte Oda.
»Ich würd's lassen«, meinte Roxane.
Vicky hob die Schultern. »Dann eben nicht.« Sie gab dem Verkäufer die Flinte zurück. »Tut mir leid.«
»Aber das macht doch nichts«, sagte der Mann und stellte das Luftdruckgewehr wieder an seinen Platz.
In diesem Moment erreichte Jonathan Andersen die Mädchen…

***

»Bin gespannt, womit sie angerückt kommen«, brummte Mr. Silver.
»Bestimmt wird es nicht wenig sein«, meinte ich. »Und alles so preiswert, daß sie einfach zugreifen mußten. Man kennt das.«
»Das Geld muß schließlich unter die Leute gebracht werden. Der Wirtschaft ist nicht damit gedient, wenn die Mädchen ihr Geld in einen Sparstrumpf stecken und vergessen.«
»Sehr richtig«, pflichtete ich meinem Freund bei und schob mir ein Lakritzenbonbon in den Mund.
»Du bist dran«, sagte der Ex-Dämon.
»Ach ja… Karte.«
Wir spielten Black Jack, und ich hatte von Mr. Silver bereits 90 Pfund gewonnen. Jetzt drehte er meine Karte um, und ich hatte genau einundzwanzig, während der Hüne nur auf neunzehn kam.
Mich wunderte, mit welcher Gelassenheit er das hinnahm.
»Künstlerpech«, sagte er nur mit herabgezogenen Mundwinkeln, während ich zwanzig weitere Pfund einstreifte. »Auf ein Neues!«
rief er.
»Wenn das so weitergeht, bist du bald bettelarm«, hänselte ich den Ex-Dämon. »Wieviel ist von deinem Taschengeld eigentlich noch

übrig?«

»Genug, mach dir keine Sorgen.«

»Ich hol’s mir.«

»Und ich hole es mir zurück«, tönte Mr. Silver optimistisch.

»Ich mache dich darauf aufmerksam, daß keine Schuldscheine angenommen werden.«

»So? Und warum nicht?«

»Weil ich meinem Geld nicht wochenlang nachlaufen möchte.«

»Hör mal, ich weiß doch, daß Spielschulden Ehrenschulden sind.«

»Na eben, und da du keine Ehre hast…«

Das hätte ich nicht sagen sollen. Mr. Silver ließ es sich nicht anmerken, daß ihn diese Bemerkung wurmte. Aber er zahlte es mir heim. Ich merkte es nicht sofort, daß er wieder mal mogelte, denn er ging dabei sehr geschickt vor.

Wie schon so oft, mißbrauchte er wieder einmal seine übernatürlichen Fähigkeiten, um mich hereinzulegen. Er machte die Spielkarten für sich transparent, tauschte sie aus, ohne sie zu berühren, bekam, was er brauchte, um mich zu schlagen.

Das alte Spiel. Ich hatte es herausgefordert.

Als der Ex-Dämon 110 Pfund – sein Geld – gewonnen hatte, sagte ich: »Mir reicht’s.«

Mr. Silver grinste. »Kneifen gibt’s nicht, Tony, das ist nicht fair. Jetzt geht’s erst richtig los.«

»Ist schummeln fair?«

Der Hüne kniff seine perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Willst du mir etwa unterstellen, ich hätte nicht ehrlich gespielt?«

»Hand aufs Herz, Silver, hast du?«

Der Ex-Dämon legte gelassen die Hand auf sein Herz und beteuerte ehrlich: »Ja, Tony. Du bist doch mein Freund.«

Aber ich sah, daß er seine Finger kreuzte, womit der Schwur seine Gültigkeit verlor. Dieser sympathische Halunke arbeitete doch wirklich mit allen Tricks.

Ich war ihm deswegen nicht böse.

Wer mit Mr. Silver spielt, kann es nur tun, um sich die Zeit zu vertreiben, aber niemals mit der ernsten Absicht, zu gewinnen, denn das würde garantiert schiefgehen.

»Was willst du?« sagte ich grinsend. »Ich ließ dich 110 Pfund gewinnen. Reicht das nicht?«

»Hör mal, das waren doch meine Mäuse.«

»Sei zufrieden. Du hast sie wieder. An mein Geld lasse ich dich nicht ran.«

Der Ex-Dämon lächelte wölfisch. »Da las ich neulich in der Zeitung, daß einer statt Geldscheine nur Zeitungspapier in seiner Brieftasche herumtrug.«

»O nein!« rief ich aus und zückte erschrocken meine Brieftasche.

Und tatsächlich, der Ex-Dämon hatte alle meine Pfundnoten in wertloses Zeitungspapier verwandelt. Er schlug sich auf die Schenkel und schüttete sich aus vor Lachen, und ich brauchte eine halbe Stunde, bis ich ihn soweit hatte, daß er seinen verflixten Zauber rückgängig machte.

Für solche Streiche war Mr. Silver immer zu haben, und ich war froh, meinen Freund ablenken zu können, denn es wäre nicht gut gewesen, wenn er zuviel an Silver II gedacht hätte.

Wir rechneten mit einem ereignislosen Vormittag.

Aber er sollte bald so heiß wie schon lange nicht mehr werden!

***

Die Truckfahrerkaschemme befand sich außerhalb von Birmingham, an der Strecke Coventry, Northampton, Luton, London. Ein altes, schäbiges Haus, fast wie aus einem Gruselfilm, über der Tür ein verwittertes Schild, das leise ächzend hin und her schaukelte, und auf dem etwas stand, das niemand mehr entziffern konnte.

Das war Ma Blankerships Reich, hier regierte sie, die fette, rauhe, seelengute Lady. Sie hatte ein weiches Herz für ihre Jungs, wie sie sie nannte. Sie liebte sie wie Kinder.

Es herrschte kein feiner Ton in diesem verrauchten, nach Whisky, Bier und Speisen riechenden Lokal. Die Luft war hier so dick, daß man sie in Würfel schneiden und zur Tür hinausschieben konnte.

Die Wände – einst weiß – waren nikotinbraun. Ein bulliger Kanonenofen stand in der Mitte des Lokals, und das endlos lange Ofenrohr verlief quer über die Decke, denn dadurch war das Rohr gezwungen, die Wärme des hindurchströmenden Rauches abzugeben, bevor er in den Kamin kroch.

Derzeit war der Ofen nicht in Betrieb. Dicke Biergläser standen auf seiner Platte, Männer lehnten daran, erzählten sich zotige Witze und tauschten Erlebnisse aus.

Wer viel auf Achse ist, erlebt eine ganze Menge. Er ist aber auch auf den weiten Strecken sehr einsam, darum nimmt er Gelegenheiten wie diese wahr, um mit Gleichgesinnten zusammenzutreffen.

Ein bärenstarker, bärtiger Bursche trat hinter die Wirtin, faßte unter ihren Armen durch und legte seine handkoffergroßen Hände auf ihre üppigen Brüste. »He, Ma Blankership, laß mal fühlen, ob die auch wirklich echt sind«, sagte er lachend, und alle Umstehenden lachten ebenfalls.

»Natürlich sind sie echt«, sagte die dicke Frau und drehte sich um.

»So echt wie die Backpfeife, die du jetzt kriegst!«

Blitzschnell schlug sie zu. Da sie nicht schwach war, mußte der Truckfahrer den Schlag mit einem Schritt zur Seite abfangen. Jetzt

brüllten seine Kollegen natürlich.

»Soll ich noch jemandem eine knallen?« erkundigte sich Ma Blankership. Es war kein böser Ausdruck in ihren Augen, als sie sich umblickte.

Der bärtige Fahrer massierte seine Wange. »Ich glaube, ich habe die Ohrfeige stellvertretend für alle meine Freunde gekriegt.«

Die dicke Frau schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, die hast du dir selbst redlich verdient.«

Sie raffte einige leere Biergläser zusammen und watschelte Richtung Tresen davon.

»Hast du das gesehen?« fragte Paul Dunsay seinen Kollegen Mervyn Swift.

Dieser nickte grinsend. »Ja, Ma Blankership hat einen verflixt harten Schlag am Leib. Ich glaube, mit der hätte es sogar ein Preisboxer schwer.«

Swift war ein großer Mann, knorrig, hemdsärmelig, mit dichtem braunem Haar, breit in den Schultern, mit starken, muskulösen Armen.

Seit zehn Jahren war er in diesem harten Geschäft, ohne behaupten zu können, als Ritter der Landstraße glücklich zu sein, aber der Job ernährte seinen Mann – und nicht einmal schlecht.

Also hatte Mervyn Swift keinen Grund, sich eine andere Arbeit zu suchen, wenngleich er sich nicht vorstellen konnte, bis ans Ende seiner Tage mit diesen schweren Brummern durch die Gegend zu kutschieren.

Er fuhr die ganze Insel rauf und runter. Selbst der nördlichste Zipfel von Schottland war ihm nicht fremd. Man konnte ihn nicht als einen schönen Mann bezeichnen, aber er hatte das gewisse Etwas, das bei Frauen ankam, und der Spruch »In jedem Städtchen ein Mädchen« gilt nicht nur für Handelsreisende…

Paul Dunsay nuckelte an seinem Bier. »Was hast du geladen?«

erkundigte er sich.

»Sanitärgeräte. Und du?«

»Du wirst es nicht für möglich halten – Hühner. Mann, ist das ein Gegacker, wenn du die Tür aufmachst.«

Swift lachte. »So eine Ladung hat auch ihren Vorteil. Nehmen wir an, du bist mit acht Tonnen unterwegs und kommst zu einer Brücke, die nur sechs Tonnen aushält. Da schlägst du mit einem Knüppel gegen die Bordwand, alle Hühner flattern hoch, und du kommst ohne Schwierigkeiten über die Brücke.«

»Bart«, sagte Dunsay nur.

»Wie?«

»Der Witz hat einen Bart.«

»Ich dachte, du kennst ihn noch nicht.«

Ein lautes Quieken schrillte durch die Kaschemme.
»Hört sich an, als hätte jemand seine schweinische Fracht mit ins Lokal gebracht«, sagte Dunsay.
»Würde hier drinnen nicht auffallen«, erwiderte Swift amüsiert.
Sie drehten sich um und sahen ein brünettes Mädchen in verwaschenen Jeans, das sich gegen die Zudringlichkeiten eines häßlichen, laut lachenden Kerls wehrte.
Der Mann schien acht Arme zu haben – wie eine Krake. Kaum hatte sich das Mädchen von einem Arm befreit, wurde sie schon von einem anderen wieder festgehalten.
»Nun komm schon, Baby!« röhrte der Fahrer. »Hab dich nicht so, gib mir einen Kuß!«
»Der möchte wohl, daß der Kleinen übel wird«, bemerkte Paul Dunsay.
»Ja«, dehnte Mervyn Swift verstimmt. »Jock ist wirklich das reinste Brechmittel. Ich weiß nicht, was ich gegen ihn habe, aber so zuwider wie er ist mir niemand.«
»Ich kann ihn auch nicht leiden.«
»Tut dir das Mädchen nicht leid?« fragte Swift.
»Doch, ein bißchen schon«, gab Dunsay zu. »Aber ich lege mich ihretwegen nicht mit Jock an. Der hat einen Schlag wie ‘ne Dampframme, hab’ ich mir sagen lassen.«
»Das werden wir gleich sehen«, knurrte Mervyn Swift.
Dunsay riß die Augen auf. »Du hast doch nicht etwa die Absicht… Junge, dieses Mädchen ist doch bloß ein Floh …«
»Flöhe sind auch Menschen«, stellte Swift trocken fest.
»Denk daran, daß du noch nach London fahren mußt. Jock schlägt dich krankenhausreif. Du gefährdest deinen Job!«
Mervyn Swift tätschelte die Hand des Kollegen. »Laß mich nur machen. Du weißt, daß ich früher mal im Ring gestanden habe.«
Paul Dunsay grinste. »Na schön, Merv, dann zeig mal, was du noch kannst.«
»Für Jock wird’s reichen«, sagte Swift und stieß sich vom Tresen ab.
Ma Blankership griff nicht ein. Ein Mädchen, das ihre Kaschemme betrat, mußte damit rechnen, von diesen rauhen Gesellen belästigt zu werden.
»Kriege ich nun einen Kuß oder nicht?« keuchte Jock.
»Du kannst ihn von mir haben«, sagte Mervyn Swift hinter ihm.
Schlagartig war es still im Lokal. Für einen Sekundenbruchteil regten sich auch Jock und das brünette Mädchen nicht.
Dann unternahm sie einen neuerlichen Befreiungsversuch, und da Jock sie nicht mehr so fest hielt, schaffte sie es diesmal. Der häßliche Driver verlor das Interesse an ihr.
Jemand hatte es gewagt, ihn zu stören. Das gefiel ihm nicht. Das

wollte er sich nicht bieten lassen. Langsam, wie in Zeitlupe, drehte er sich um.

Es funkelte gefährlich in seinen Augen.

»Sieh einer an, Mervyn Swift, der edle Ritter. Einen Kuß bietet mir der schwule Kopf an, habt ihr das gehört? Mann, Merv, das ist eine Überraschung für uns. Ich hätte nicht gedacht, daß du hinter süßen Jungs her bist.«

Swift wandte sich an das Mädchen, das sich die Bluse richtete.

»Besser, Sie gehen.«

Sie schüttelte ihre Mähne aus dem Gesicht, holte ihre Sporttasche, die unter einen der Tische geflogen war, als Jock sie packte, und verließ Ma Blankerships Kaschemme.

Niemand hinderte sie daran, das Lokal zu verlassen. Da Mervyn Swift erreicht hatte, was er wollte, beabsichtigte er, zu Paul Dunsay an den Tresen zurückzukehren.

Aber damit war Jock nicht einverstanden. Als Swift sich umdrehte, rief Jock: »He, Merv!«

Swift reagierte nicht.

»Schwuler!« schrie Jock.

Swift zeigte ihm die kalte Schulter.

»Hör mal, ich wollte mit der Kleinen meinen Spaß haben«, knurrte Jock. »Du hast ihn mir verdorben. Also mußt du für die Puppe einspringen.«

Swift dachte nicht daran, sich von Jock provozieren zu lassen. Er ging Richtung Tresen. Jetzt knisterte die Spannung schon. Swifts Art brachte Jock zur Weißglut.

Er schäumte vor Wut, und er sah keinen Grund, sich zu beherrschen. Mit schweren Schritten stampfte er hinter Swift her. Seine Hand fiel hart auf dessen Schulter, er riß den Gegner herum.

Swift hatte damit gerechnet. Die Faust war schon gehoben, und als Jock ihn mit Schwung umdrehte, schlug er zu. Knallhart, präzise und trocken. Er besaß immer noch ein schnelles, sicheres Auge.

Jock nahm den Treffer voll, riß die Arme hoch und fiel um. Das Gebrüll, das er ausstieß, als er aufsprang, war ohrenbetäubend. Er wuchtete sich Swift entgegen, drosch nach ihm, vertraute auf seine große Kraft, mit der er bisher jeden Gegner bezwungen hatte.

Doch diesmal war ihm das Glück nicht hold. Seine Schläge blieben zumeist in Swifts Deckung hängen. Außerdem tänzelte Swift ununterbrochen hin und her und war deshalb schlecht anzuvisieren.

»Hör endlich auf mit dem albernen Herumgehopse und kämpfe wie ein Mann!« schrie Jock und stürzte sich auf Swift.

Dieser federte leichtfüßig zurück, Jocks Pranken griffen ins Leere, und dann bezog er von Mervyn Swift soviel Prügel wie nie zuvor in seinem Leben.

Jock war schließlich so gut wie k.o. stand aber immer noch auf den Beinen. Swift placierte seinen letzten Schlag, mit dem er Jock den Rest gab, ruhig und mit Bedacht.

Er hatte Zeit.

Kraftvoll fällte er den knorrigen Baum, und Paul Dunsay applaudierte und brüllte: »Wir haben einen neuen Champion!«

Ma Blankership watschelte mit einem Krug kalten Wassers herbei.

»Daß Jungs sich immer prügeln müssen.« Sie leerte den Krug über Jocks Gesicht aus. »Wenigstens ging diesmal nicht die halbe Einrichtung drauf«, sagte sie und kehrte hinter den Tresen zurück.

»Mann, du warst großartig«, sagte Dunsay strahlend.

Swift grinste. »Gelernt ist eben gelernt.«

Man hob Jock hoch und setzte ihn auf einen Stuhl.

Mervyn Swift trank sein Bier aus und schob das Geld dafür über den Tresen. »Ich muß weiter«, sagte er.

»Das wird die Runde machen, Merv«, sagte Dunsay begeistert.

»Ich bin froh, dabeigewesen zu sein. Es gibt keinen in diesem Lokal, der Jock die Prügel nicht von Herzen gönnen würde. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder, Junge.«

Swift verließ das Lokal, ohne Jock eines Blickes zu würdigen. Er genoß die Bewunderung, die ihm alle entgegenbrachten. Jock, dieser unleidliche Raufbold, der überall aneckte und jeden kurz und klein schlug, hatte endlich seinen Meister gefunden.

Er schritt über den großen Parkplatz, war mit sich rundum zufrieden. Erinnerungen an seine Zeit als Boxer wurden in ihm wach. Er hatte damals alles geschlagen, was sie ihm vor die Fäuste stellten.

Er erreichte seinen Truck. Als er die Tür öffnete, bemerkte er, daß sich jemand hinter ihm befand. Einen Moment dachte er, es wäre Jock, und er drehte sich mit zu Fäusten geballten Händen um, aber er entspannte sich gleich wieder, als er das Mädchen sah, für das er sich eingesetzt hatte.

Sie konnte nicht älter als 18 sein, stand verlegen da und blickte ihn scheu an, während ihre Finger aus Verlegenheit über den Trageriemen ihrer Sporttasche wischten.

»Ich… ich möchte mich bei Ihnen bedanken«, sagte sie leise. Ihm gefiel ihre Stimme. Eigentlich gefiel ihm alles an ihr, das hübsche Gesicht, die dunklen Augen, die schmale Taille …

»Ist schon in Ordnung«, sagte er. »Hat Ihnen Ihre Mutter nicht beigebracht, daß man um solche Lokale als Mädchen besser einen großen Bogen macht?«

»Ich dachte… Ich hoffte, dort drinnen jemanden zu finden, der mich nach London mitnimmt. Eine Mutter habe ich nicht mehr. Nur noch einen Vater, der sich täglich betrinkt, sich selbst bemitleidet und seine Tochter bei jeder Gelegenheit verprügelt. Gestern hat er’s zum

letztenmal getan. Jetzt habe ich die Nase voll.«
»Sie sind ausgerückt?«
»Ich bin 18. Ich kann gehen, wohin ich will. Bis jetzt habe ich noch nicht viel vom Leben gehabt. Ich habe einiges nachzuholen.«
»Kennen Sie jemand in London?«
»Ich habe da einen entfernten Verwandten. Auf den kommt mein Vater nie. Er wird mich bei sich aufnehmen. Fahren vielleicht Sie zufällig nach London?«
»Allerdings.«
»Würden Sie mich mitnehmen?« fragte das Mädchen scheu.
»Wissen Sie, ich will Ihretwegen keine Schwierigkeiten kriegen.«
»Kriegen Sie schon nicht, ich versprech's Ihnen.«
Er überlegte kurz und nickte dann. »Na schön, steigen Sie ein.«
Sie strahlte ihn dankbar an. »Ich heiße Jean Lightfoot, Merv.«
Er staunte. »Woher kennen Sie meinen Vornamen?«
»Der widerliche Kerl hat Sie so genannt.«
»Ach ja, richtig.« Er kletterte ins Fahrerhaus. Jean Lightfoot lief um den Truck herum, er machte ihr die Tür auf, sie warf ihre Sporttasche zu ihm hoch, und Augenblicke später saß sie neben ihm.
»Es kann von mir aus losgehen«, sagte das Mädchen und klemmte die gefalteten Hände zwischen ihre Knie.
Swift startete die schwere Maschine und ließ den Truck anrollen.
Jean stellte ihm viele Fragen. Gott, was die nicht alles wissen wollte.
Wo er wohnte, ob er verheiratet wäre, was er in seiner Freizeit mache, wie ihm sein Job gefalle, ob er sich vorstellen könne, in irgendeiner Fabrik zu arbeiten… und, und, und …
Es kam keine Langeweile auf, und Swift stellte bei sich fest, daß er dieses quirlige Mädchen, das sich endlich auch mal ein Stück von dem Kuchen, den man Leben nennt, abschneiden wollte, von Minute zu Minute anziehender fand.
Als sie Northampton hinter sich gelassen hatten, fragte ihn Jean Lightfoot unvermittelt: »Ist etwas dran an dem, was Jock sagte, Merv?«
»Was meinen Sie?«
»Sind Sie wirklich… andersrum?«
»Falsch gestrickt? Ich?« Er lachte herzlich. »Himmel, nein. Dutzende von Mädchen könnten dir bestätigen, daß ich ein Mann bin, wie er sein soll.« Er duzte sie plötzlich. Es fiel ihm erst auf, als es schon über seine Lippen gekommen war, und er blieb dabei.
»Sehe ich aus wie einer vom anderen Ufer?«
Jean zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht, wie die aussehen.«
Die Unterhaltung stockte kurz.
»Sind Sie mir jetzt böse?« fragte Jean nach einer Weile.
»Weswegen?«

»Weil ich so eine dumme Frage gestellt habe.«
Er streifte sie mit einem interessierten Blick. »Es wäre mir ein Vergnügen, dir zu beweisen, daß mit mir alles in Ordnung ist.«
»Ich bin nicht so prüde, wie es in dem Lokal aussah.«
»Kein Blümchen Rührmichnichtan?«
»Bestimmt nicht, Merv«, sagte sie, und da war ein Ausdruck in ihren Augen, der sein Blut auf einmal in Wallung brachte.
Donnerwetter, dachte er. Das war soeben ein eindeutiges Angebot, Junge.
»Hör mal, wenn du denkst, für die Fahrt nach London auf irgendeine Weise bezahlen zu müssen…«
»Ich bin ausgerückt, weil ich endlich etwas erleben will«, sagte sie und ließ ihre rosige Zunge über die Lippen huschen. Wie sie das machte, erregte Mervyn Swift ungemein.
Jean strahlte ungeheuer viel Sinnlichkeit aus. Ihr Sex-Appeal ging ihm tief unter die Haut.
»Jock war nicht der richtige«, sagte Jean Lightfoot. »Das heißt aber nicht, daß ich von keinem Mann etwas wissen möchte.«
Merv lachte heiser. Auf seiner Stirn glänzte ein Schweißfilm. »Also ich muß schon sagen, ich bin ein echter Glückspilz. Wer hätte gedacht, daß es zwischen uns beiden funken würde?«
»Ich wußte es sofort, als ich dich sah«, sagte Jean Lightfoot leise, rückte näher und lehnte sich schnurrend wie ein Kätzchen, das sich unendlich wohl fühlt, an ihn.
In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wo? Gleich hier im Truck? Sollte er den nächsten Parkplatz ansteuern? Er war entschlossen, die Chance, die sich bot, wahrzunehmen.
Warum auch nicht? Jean war alt genug, um zu wissen, was sie wollte. Er ließ seinen Geist die Strecke vorauseilen. Wo war er mit der Kleinen ungestört?
Plötzlich klingelte es. Wunderbar. Ja, das war die Idee…
Sie erreichten Luton, und Jean kraulte gefühlvoll seine Nackenhärchen. Halb verrückt machte ihn das. Weit konnte er nicht mehr fahren. Seine Beherrschung wurde langsam brüchig.
Aber weit war es auch nicht mehr. Dort vorn kam die Abzweigung. Swift blinkte links und verließ den Motorway. Der Truck tauchte in einen düsteren Wald ein.
»Wohin fahren wir?« fragte Jean Lightfoot.
»An einen Ort, wo wir garantiert ungestört sind, Baby«, sagte der Driver. »Nur du und ich, sonst niemand. Ringsherum stille, friedliche Natur. Ein Schloß, in dem keiner mehr wohnt. Du wirst begeistert sein.«
Swift zog den Truck in eine enge Kurve. Blätter und Zweige schleiften über die Bordwand. Die Straße stieg leicht an, und dann

hatten sie ihr Ziel erreicht.

Grau und trist ragte das alte Schloß vor ihnen auf.

»Ein Teil davon wäre noch bewohnbar«, sagte Swift. »Aber Lord Vincent Matterburgh ist nicht mehr daran interessiert, hier zu wohnen. Er verlor bei einem Brand seine Familie. Seither kümmert sich niemand mehr um das alte Gebäude. Eigentlich schade drum.«

»Du scheinst sentimental zu sein«, sagte Jean erstaunt.

Er nickte. »Sehr. Paßt eigentlich nicht zu mir, wie?«

»Es gefällt mir, Merv. Ich mag dich.«

»Dann zeig mir mal, wie sehr«, sagte er, und sie sank in seine Arme und küßte ihn mit einer Leidenschaft, die ihn angenehm überraschte. Er fühlte sich im Truck beengt.

Jean preßte sich an ihn, er spürte den Druck ihrer festen, jungen Brüste, und ihm fiel das Atmen schwer. Meine Güte, dachte er, ist dieses Mädchen ausgehungert.

Er führte für solche Zwecke eine große moosgrüne Decke mit, denn Jean Lightfoot war nicht das erste Mädchen, das ihm begegnete und etwas Aufregendes erleben wollte.

Manche Mädchen reisten nur aus diesem Grund per Autostop.

Um sich am Ende der Fahrt auf eine ganz spezielle Weise recht herzlich fürs Mitnehmen zu bedanken.

Wenn sie hübsch waren, sah Swift keine Veranlassung, ihren Dank zurückzuweisen.

»Wir wollen aussteigen, okay?« fragte er erhitzt.

»Okay«, sagte Jean.

Sie öffnete die Tür und sprang hinunter. Swift grapschte sich in heller Vorfreude die Decke und verließ ebenfalls den Track. Er erinnerte sich, schon mal mit einem Mädchen hier gewesen zu sein.

Vor einem Jahr – und es war herrlich gewesen. Aber diesmal würde es noch herrlicher werden, das versprach ihm die Kostprobe, die er von Jean Lightfoot bekommen hatte.

Mann, Mann, Mann, dachte er überwältigt. Was hast du bloß für ein unverschämtes Glück.

Er führte sie zu einem Gittertor, von dem er wußte, daß es sich öffnen ließ. Jean schmiegte sich an ihn, sein Arm lag um ihre Mitte. Sie waren zwei Menschen, die der absoluten Glückseligkeit entgegengingen.

Jedenfalls dachten sie das.

Sie konnten nicht ahnen, daß im Schloß das nackte Grauen auf sie wartete. Nicht Liebe, zärtliche Erfüllung würde es dort drinnen für sie geben, sondern Panik, Horror, Angst und Schrecken!

***

Der Angriff erfolgte unvermittelt und für Vicky Bonney und ihre

Freundinnen völlig überraschend. Da die Mädchen zu dritt waren und Jonathan Andersen sie alle drei gleichzeitig attackieren wollte, teilte er sich.

Das ging auf eine grausige Weise vor sich.

Der Mann schien von einer enormen Kraft urplötzlich aufgepumpt und zerrissen zu werden.

Die schwarzmagische Explosion zerfetzte ihn in drei Teile, ohne ihn zu töten. Kopf und Hals wirbelten hoch, die Beine fegten zur Seite, und der Körper mit den Armen wuchtete sich Roxane entgegen.

Die Hexe aus dem Jenseits wich entsetzt zurück. Keines der Mädchen hatte mit einem Angriff gerechnet. Der feindliche Schlag traf sie deshalb wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Ehe Roxane reagieren konnte, bevor es ihr gelang, ihre Abwehrmagie zu aktivieren, packten die Hände zu und schleuderten sie gegen die Wand. Sie war benommen.

Der Torso mit den Armen folgte ihr. Diesmal schlossen sich die Hände um ihren Hals. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihre Kehle.

Ihre Finger griffen nach den Handgelenken des Angreifers.

Sie wollte sich von dem mörderischen Würgegriff befreien, doch ohne Magie würde sie das nicht schaffen. Und der Schock verhinderte im Moment noch eine Aktivierung der übernatürlichen Kräfte.

Genauso erging es Oda, die von Jonathan Andersens Beinen attackiert wurde. Ein schmerzhafter Tritt traf die weiße Hexe unterhalb der Kniescheibe. Oda stieß einen heiseren Schrei aus, während bereits der nächste Tritt sie traf und zu Fall brachte.

Oda wälzte sich atemlos über den Boden, schlug nach den Beinen, versuchte sie von sich zu stoßen, doch immer neue Tritte trafen sie und setzten ihr hart zu.

Jetzt richteten sich die Schuhspitzen gegen ihren Kopf, gegen ihr Gesicht. Verzweifelt versuchte sich die weiße Hexe hochzukämpfen.

Die Beine ließen es nicht zu.

Ein kraftvoller Schlag traf Odas Schläfe, und sie war nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Harte Absätze stampften über ihren Körper. Die Schmerzen wurden immer unerträglicher.

Doch auch Vicky Bonney war mit dem nackten Grauen konfrontiert. Einer Kanonenkugel gleich flog Andersens Kopf mit weit aufgerissenem Mund auf sie zu. Schrecklich verzerrt war sein Gesicht.

Eine Horror-Fratze!

Vicky federte blitzschnell in die Hocke, und der Schädel raste haarscharf über sie hinweg.

Er knallte gegen die Wand, heulte vor Wut auf und kehrte zurück.

Blut floß aus der Nase. Diesmal konnte ihm Vicky nicht rechtzeitig ausweichen. Ihre Hände schnellten hoch.

Sie fing Jonathan Andersens Kopf auf. Es ging an ihre Substanz,

diesen Schädel zwischen ihren Händen halten zu müssen. Andersen starrte sie mit mordlüstern glitzernden Augen an.

»Ich kriege dich!« knurrte er. »Wehr dich nicht, es hat keinen Zweck!«

Aber Vicky Bonney wehrte sich sehr wohl weiter und mit zäher Verbissenheit. Bis vor kurzem hatte Tony Ballard sie von der vordersten Front tunlichst ferngehalten.

Er tat dies mit der Begründung, sie nicht verlieren zu wollen, und Vicky hatte sich all die Jahre aufs Bücherschreiben konzentriert.

Kürzlich aber hatte sie den Entschluß gefaßt, nur noch zwei Bücher im Jahr fertigzustellen. Die restliche Zeit wollte sie mit Tony Ballard zusammen sein, egal, wie gefährlich das war.

Seither trainierte sie mit Tony in jeder freien Minute Judo und Karate, und sie verschoß auf dem privaten Schießstand Hunderte von Kugeln, um ihre Treffsicherheit zu optimieren.

Aus dem Heimchen wurde allmählich ein Girl, das sich zu verteidigen wußte, aber gegen den Kopf des Lagerleiters tat sie sich schwer. Eine ungeheure Kraft drückte ihr den Schädel entgegen.

Aus dem weit aufgerissenen Mund wehte ihr der heiße Atem des Feindes entgegen, und sie fühlte sich vom Todeshauch gestreift.

Ächzend kämpfte sie mit dem Kopf.

Schritt für Schritt wich sie zurück, stieß Fahrräder um, stolperte wenig später über die Verspannung eines Campingzelts und stürzte.

Auf dem Rücken liegend kämpfte sie weiter.

Der Druck, der den Kopf auf sie niederpreßte, schien immer stärker zu werden. Oder ließen ihre Kräfte allmählich nach? Ihre durchgestreckten Ellbogen knickten ein.

Der Schädel zuckte auf ihr Gesicht zu. Sie drehte den Kopf entsetzt zur Seite und hörte, wie die Zähne des Gegners neben ihrer Wange hart aufeinanderschlugen.

Dieses Geräusch ging ihr durch Mark und Bein…

In dem Augenblick, als Jonathan Andersen von jener schwarzmagischen Sprengkraft zerrissen wurde, brach im dritten Stock Panik aus. Menschen stürmten schreiend davon.

Keinem wäre es in den Sinn gekommen, den drei Mädchen zu helfen. Jeder versuchte sich zu retten. Chaotische Szenen spielten sich bei der Rolltreppe ab. Frauen kreischten.

Männer drängten sie vor sich her. Wer stürzte, über den trampelten die andern hinweg. An den Fahrstühlen spielten sich hektische Kämpfe ab. Zu viele wollten in die Kabinen.

Es wurde geschlagen, geflucht und geschrien. Nach und nach verließen alle fluchtartig die dritte Etage.

Nur Pallggar nicht. Der Mord-Magier blieb und ergötzte sich an dem von ihm inszenierten Schauspiel, das die drei Mädchen das Leben

kosten sollte. Es sah nicht gut aus für Roxane, Oda und Vicky Bonney.

Die Wogen der Panik schlugen bis zum sechsten Stock hoch. Dort hielt sich im Moment Lewis Rice in der TV-Abteilung auf.

Das Haustelefon schrillte. Eines der in der TV-Abteilung beschäftigten Mädchen begab sich zum Apparat und rief dann Rice. Er nahm ihr den Hörer aus der Hand und meldete sich.

»Bogger hier«, keuchte am anderen Ende ein Mann.

»Was gibt es, Mr. Bogger?«

»Mr. Rice, die Hölle ist los!«

»Wo?«

»Im dritten Stock… Ein unbeschreibliches Chaos …«

»Terroristen?«

»Ich sprach von der Hölle, Mr. Rice! Jonathan Andersen…«

»Was ist mit ihm?« fragte Lewis Rice beunruhigt.

»Es… es hat ihn zerrissen. Aber er ist nicht tot. Er greift drei Mädchen an, ist drauf und dran, sie umzubringen!«

»Sind Sie betrunken, Bogger?«

»Ich wollte, ich wär's, Sir!«

»Ich komme sofort!« sagte Lewis Rice, hängte den Hörer an den Haken und stürmte davon. Über die Rolltreppen, die sich abwärts bewegten, jagte er hinunter, immer zwei Stufen auf einmal überspringend.

Er hatte mitgeholfen, diese Firma aufzubauen. Sein Blut, sein Schweiß klebten daran. Das Kaufhaus war gewissermaßen sein Lebenswerk, die Krönung seiner bisherigen Arbeit, auf die er stolz war.

Niemand durfte sie ihm kaputtmachen! Fünfte Etage… Vierte …

Dritte… Wie leergefegt war dieses Stockwerk. Rice sah die Mädchen, die sich verzweifelt wehrten, und er traute seinen Augen nicht, als er erkannte, daß eine rätselhafte Kraft seinen Freund in drei Teile zerlegt hatte. Kopf – Rumpf mit Armen – Beine …

Wahnsinn!

Wie konnten die einzelnen Körperteile leben, die Mädchen attackieren? Lewis Rice konnte keine Erklärung für dieses grauenvolle Phänomen finden, nahm sich auch nicht die Zeit, lange danach zu suchen.

»Jonathan!« brüllte er und wollte loshetzen.

Da sah er Pallggar, der hinter Trimmgeräten gestanden hatte und nun hervortrat. Der Mord-Magier deutete nur eine knappe, herrische Handbewegung an, und von diesem Augenblick an konnte sich Lewis Rice nicht mehr von der Stelle rühren.

Magie bannte ihn. Wie festgeleimt stand Rice da. Er konnte sich nicht befreien, und es bereitete dem Mord-Magier ein zusätzliches Vergnügen, ihn damit zu zwingen, dabei zuzusehen, was sein in drei

Teile zerrissener Freund tat.
In diesem Moment hatte Roxane endlich den Schock überwunden.
Es war höchste Zeit! Die Hände waren drauf und dran, ihr das Leben auszupressen.
Doch da bäumte sich die Magie in der Hexe aus dem Jenseits auf.
Blitze flirrten aus ihren Fingern und verkohlten Jonathan Andersens Hände. Die gleißenden Lichtstrahlen schnitten tief in die Handgelenke hinein, so daß die Finger, die sich schwarz gefärbt hatten, jäh aufschnappten.
Ein konvulsivisches Zucken schüttelte den Torso, der schließlich zusammensackte und sich nicht mehr regte. Schwer atmend stand Roxane auf. Sie sah Oda, die von den Beinen attackiert wurde, und Vicky Bonney, die sich immer noch verzweifelt gegen den Kopf des Feindes wehrte.
Eine schwarze Attacke!
Davon mußten Tony Ballard und Mr. Silver erfahren! Die beiden mußten schnellstens hierher kommen.
Odas übernatürliche Fähigkeiten erwachten soeben. Um sie brauchte sich Roxane nicht mehr zu kümmern. Die weiße Hexe würde allein mit den stampfenden, schlagenden, tretenden Beinen fertigwerden.
Aber Vicky Bonney brauchte Hilfe. Roxane schickte ein unsichtbares Magiebündel zu ihrer blonden Freundin hinüber. Jonathan Andersen stieß einen markerschütternden Schrei aus.
Roxanes Magie schwächte ihn enorm. Diese unverhoffte Gelegenheit ließ sich Vicky Bonney nicht entgehen. Sie öffnete hastig ihre Handtasche und holte die kleine, mit geweihten Silberkugeln geladene Derringer-Pistole heraus.
Fünf Schritte von Roxane entfernt gab es zwei Telefonzellen. In jeder Etage gab es solche Zellen mit öffentlichen Fernsprechern. Ein Service für die Kunden.
Roxane eilte zu den Kabinen. Als sie die Tür aufriß, preßte Vicky Bonney dem Kopf des Lagerleiters ihre Waffe an die Stirn und drückte ab. Die Derringer kläffte.
Ein langgezogener Todesschrei gellte durch den dritten Stock, und dann polterte der Schädel auf den Boden. Die Gefahr war auch für Vicky Bonney gebannt.
Die Hexe aus dem Jenseits wählte hastig Tony Ballards Nummer: Paddington 2332. Am anderen Ende des Drahtes läutete es einige Male. Roxane blickte aufgeregt durch die Glasscheibe.
Sie sah Lewis Rice bei der Rolltreppe. Der Mann regte sich nicht.
Odas Magie schleuderte die brutalen Beine weit von sich gegen eine Sprossenwand, und die weiße Hexe sorgte dafür, daß sie nicht mehr wiederkommen konnten.
Endlich hob am anderen Ende jemand ab – Mr. Silver. »Wir wurden

attackiert!« platzte es aus Roxane heraus. »Im Warenhaus! Vicky, Oda und ich… Ein schwarzer Angriff, Silver …«

Sie wollte Details berichten, doch da wurde der Apparat plötzlich weich wie Schlamm und fiel patschend auf den Boden. Pallggars Werk!

***

Obwohl Mr. Silver maulte, räumte ich die Spielkarten weg. Wenn er unbedingt jemanden übers Ohr hauen wolle, solle er sich anderswo einen Dummen suchen, sagte ich ihm, worauf er in seinen imaginären Bart meckerte, ich wäre kein guter Freund, ein miserabler Verlierer, und er könne nicht verstehen, wie er es schon so lange mit mir aushalten könne.

»Wenn du unbedingt mit deinen übernatürlichen Fähigkeiten protzen willst, versuch dich doch mal in der Küche. Ich wette, da gäbe es jede Menge Arbeit für dich«, sagte ich.

»Hör mal, bin ich ein Hausmann?«

Das Telefon schlug an. Ich hatte den kürzeren Weg zum Apparat und wollte den Anruf entgegennehmen. Doch der Ex-Dämon ließ im Teppich eine Falte entstehen, über die ich stolperte, und als ich mich gefangen hatte, hielt er bereits grinsend den Telefonhörer in der Hand.

Aber das Grinsen verging ihm sehr schnell, und ich spürte, wie sich mein Herz zusammenkrampfte, als ich sah, wie sein heiterer Gesichtsausdruck verfiel.

Es ist etwas mit den Mädchen! dachte ich.

Ich weiß nicht, wieso mir dieser Gedanke durch den Kopf schoß.

Vermutlich ließ Mr. Silvers Miene keinen anderen Schluß zu. Sein Blick war starr. Er preßte den Hörer an sein Ohr. Es zuckte in seinem Gesicht.

Nach wenigen Sekunden ließ er den Hörer kurz sinken, sah ihn an, hob ihn wieder ans Ohr und rief: »Hallo! Hallo, Roxane!«

Abermals sank seine Hand mit dem Hörer. »Tot«, sagte er.

»Das bezieht sich doch hoffentlich nur auf die Leitung!« preßte ich heiser hervor. »Was ist passiert, Silver?«

Der Ex-Dämon richtete seine perlmuttfarbenen Augen auf mich.

»Die Mädchen wurden im Kaufhaus attackiert, Tony.«

»O mein Gott. Alle drei?«

»Ja. Und dann wurde die Verbindung unterbrochen.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte ich heiser. »Komm, wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Überstürzt verließen wir das Haus. Ich holte den weißen Peugeot 504 TI aus der Garage. Mr. Silver ließ sich mit grimmiger Miene auf den Beifahrersitz fallen.

Als er die Tür zuwarf, raste ich los. Ich mußte mich zur Ruhe

zwingen. Das fiel mir nicht leicht. Diese Ungewißheit. Diese verdamte Ungewißheit. Wir wußten nicht, wie es den Mädchen ging, ob noch alle lebten, ob sie verletzt waren und warum die Verbindung unterbrochen worden war.

Eigentlich wußten wir so gut wie gar nichts, und das nervt.

Dennoch durfte ich nicht zu schnell fahren, denn damit hätte ich andere Verkehrsteilnehmer gefährdet.

»Der Angriff hat im Kaufhaus bestimmt Panik ausgelöst«, sagte Mr. Silver.

Ich griff nach dem Hörer des Autotelefons. Panik und Chaos riefen die Polizei auf den Plan. Sie würde das Kaufhaus hermetisch abriegeln und uns nicht zu den Mädchen lassen.

Wir brauchten Hilfe, und ich wußte, wo ich die kriegen konnte.

Während ich mit einer Hand den Wagen lenkte, tippte ich mit der anderen Tucker Peckinpahs Nummer.

»Hallo, Partner«, sagte ich, als sich der reiche Industrielle meldete.

»Tony, wie geht's? Alles in Ordnung?«

»Nichts ist in Ordnung. Leider.«

»Wo brennt's denn?«

Ich weihte ihn im Telegrammstil ein. Er fiel aus allen Wolken, denn er liebte Vicky Bonney, Roxane und Oda wie ein Vater.

»Kann ich irgend etwas tun?« fragte er sofort.

»Ja, Partner. Sorgen Sie dafür, daß wir in das Kaufhaus hinein können, wenn wir dort eintreffen.«

»Ist gut, das geht in Ordnung, Tony. Sonst noch was?«

»Nein, das wäre im Moment alles.«

»Rufen Sie mich an, sobald Sie mehr wissen.«

»Mach' ich«, sagte ich, dann legten wir gleichzeitig auf. Ich konnte mich darauf verlassen, daß Tucker Peckinpah uns die Wege ebnete.

Er war ein Mann mit sagenhaften Beziehungen, die sich nicht nur auf England beschränkten.

Unsere Partnerschaft trug seit Jahren reiche Früchte. Peckinpahs Geld, seine verblüffenden Beziehungen und die Kampfkraft der Freunde, die ich um mich scharte, wiesen die schwarze Macht immer wieder in die Schranken.

Wer hatte diesmal zum gefährlichen Schlag ausgeholt?

Als erster fiel mir Atax, die Seele des Teufels, ein. Zuletzt hatten wir mit ihm in Athen zu tun gehabt, aber das hieß nicht, daß er inzwischen nicht in London aufgekreuzt sein konnte.

Oder machte wieder einmal Mago von sich reden?

Metal, der Silberdämon?

Stockard Ross, der dämonische Hexenjäger?

Yora, das Mädchen mit dem Seelendolch?

Agassmea, die goldene Amazone?

Cuca?
Phorkys, der Vater der Ungeheuer?
Oder war einer unserer früheren Gegner aus der Versenkung hochgekommen? War ein totgeglaubter Feind am Werk? Die Fragen nahmen kein Ende. Ich konnte sie nicht beantworten. Sicher war ich eigentlich nur, daß Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, seine Hand nicht im Spiel hatte, denn ihn hatten Mr. Silver und ich mit vereinten Kräften vernichtet.
Für immer vernichtet? Wieso zweifelte ich plötzlich daran? Wieso drängte sich in mir die Befürchtung auf, die Hölle könnte einen Trick gefunden haben, um Rufus wieder auferstehen zu lassen?
»Wie weit noch, Tony?« fragte Mr. Silver ungeduldig.
»In fünf Minuten sind wir da«, antwortete ich, und mir war klar, daß es die längsten fünf Minuten unseres Lebens sein würden.

***

Ächzend schloß sich das Gittertor, dem Mervyn Swift einen sanften Stoß gegeben hatte. Der Truck Driver befand sich mit Jean Lightfoot nun im Innenhof des Schlosses.
Swift grinste. »Ein ganzes Schloß für uns allein, Mylady. Wer hat das schon?«
»Die Bruchbude hat schon mal bessere Tage erlebt«, sagte Jean nüchtern.
Ein leichtes Unbehagen meldete sich in ihr. War dieses Schloß wirklich leer? Wieso wurde sie dann das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden?
Unter dem Dach hingen steinerne Wasserspeier, grauenerregende Fratzen mit aufgerissenen Mäulern. Eine unerklärliche Feindseligkeit ging von dem Schloß aus, dieses Eindrucks konnte sich Jean nicht erwehren.
Die Stille war geradezu unnatürlich. Keine Biene, keine Fliege summten, nirgendwo zwitscherte ein Vogel. Dieses Schloß war tot!
Und es barg den Tod in sich!
Swift stieg mit dem Mädchen einige Stufen hoch. Durch ein halb offenes Tor gelangten sie in eine riesige Halle mit schummrigen Erkern.
Das Grauen lag auf der Lauer…
Swift blieb stehen. Er warf die Decke in den dämmrigen Erker und griff mit beiden Händen nach Jean Lightfoot. Es war angenehm, die Wärme ihres Körpers zu spüren.
Er lächelte sie an. »Sei nicht so verkrampft, Mädchen. Entspann dich.«
»In dieser unheimlichen Umgebung? Das kann ich nicht.«
»Was hast du erwartet? Einen Palast mit Himmelbett?«

»Das nicht gerade, aber doch eine etwas freundlichere Atmosphäre. Hier drinnen komme ich mir gefangen und bedroht vor.«

Swift lachte leise. »Bedroht von mir, aber ich weiß, daß dir diese Art von Bedrohung nicht unangenehm ist.« Er zog sie an sich und küßte sie, doch ihre Lippen waren jetzt nicht weich und warm, sondern spröde und kalt, und er merkte, daß sie sich von ihm nur widerwillig küssen ließ. »Hör doch auf, dich zu fürchten«, riet er ihr.

Doch sie bereute schon, mitgegangen zu sein. Dieses unheimliche, leere Schloß erdrückte sie auf eine unerklärbare Weise. Ein zentnerschwerer Druck lastete auf ihrer Brust.

Swifts starke Hände streichelten sie sanft, glitten über ihren Rücken, wanderten langsam tiefer, erreichten den Gürtel ihrer Jeans.

Seine rechte Hand schob sich den Gürtelrand entlang nach vorn.

Seine Finger zogen das Lederende aus der Schlaufe, lösten den Dorn. Ganz behutsam war er und gewissenhaft – auch wissend. Ein kurzer Ruck, dann ließ sich der Riemen durch die Chromschnalle ziehen.

Jean Lightfoot spürte Swifts schnellen, heißen Atem an ihrem schlanken Hals. Normalerweise hätte sie das erregt, wohlige Schauer hätten ihr jetzt über den Rücken jagen müssen.

Doch sie fühlte gar nichts. Nur Angst. Quälende, bohrende, schreckliche Angst vor dem Unbekannten, das in diesem Schloß hauste. Ein entsetzlicher Gedanke setzte sich in ihr fest: Wir kommen hier nicht lebend raus! Dieses Schloß ist eine Falle. Wer es betritt, ist dem Tod geweiht.

Dem Tod geweiht… Dem Tod geweiht … Dem Tod geweiht …

Dieses furchtbare Echo hallte in ihrem Kopf. Wie sollte sie da an Liebe, an Sex denken? Das war unmöglich.

Die Angst fraß jedes andere Gefühl auf.

Swift löste den Metallhaken der Jeans. Mit Daumen und Zeigefinger griff er nach dem Reißverschluß. Als er diesen langsam nach unten zog, legte das Mädchen ihre Hand auf seine und stoppte damit die Bewegung.

»Nein, Merv.«

Er nahm den Kopf ein Stück zurück. Seine Wangen waren gerötet, in seinen Augen brannte das heiße Feuer des Verlangens.

»Nicht, Merv«, sagte sie leise.

»Was hast du denn? Wir waren uns doch einig.«

»Nicht hier, Merv, bitte!«

»Hör mal, was spielst du denn für ein Spiel mit mir?«

»Laß uns gehen«, bat sie.

»Mädchen, ich bin… Verdammt, du kannst mich doch nicht wie einen seelenlosen Automaten behandeln! Du kannst mich nicht einfach abschalten, das geht nicht. Zuerst machst du mich an, und dann willst du auf einmal nichts von mir wissen. Was soll das, Jean?

Hat dich plötzlich die Courage verlassen?«

»Es ist dieses Schloß, Merv.«

»Mit dem Schloß ist alles in Ordnung, ich war schon mal hier. Mit dir stimmt was nicht. Ich sagte dir doch, du brauchst dich nicht zu fürchten. Nun komm, und sei vernünftig. Mach nicht die ganze schöne Stimmung kaputt.«

»Sie ist schon kaputt, merkst du das nicht? Es gibt sie nicht mehr. Es ist vorbei, Merv.«

Er kniff die Augen ärgerlich zusammen. »Nicht für mich!«

Jean Lightfoot zog den Reißverschluß wieder hoch, hakte die Jeans zu, schloß den Gürtel.

»Ist das dein Ernst?« fragte Mervyn Swift. Er konnte es nicht verhindern, daß er zornig wurde. Er sah absolut keinen Grund, weshalb Jean auf diese stille Umgebung so hysterisch reagierte.

»Gehen wir?« fragte sie mit dünner Stimme.

»Nein«, sagte er betont hart. Er wies auf die Decke. »Leg dich hin!«

»Ich denke nicht daran.«

»Du hast es wohl gern, wenn ich ein bißchen nachhelfe. Meinetwegen – kannst du haben!«

Er wollte sie niederringen, ihr aber nicht wehtun. Sanfte Gewalt wandte er an, doch damit erreichte er nichts. Jean Lightfoot wurde zur fauchenden Wildkatze.

Sie kratzte und biß ihn. Einer der Bisse war so schmerzhaft, daß er heiser aufschrie und sie für einen Moment losließ. Diese Gelegenheit nutzte sie sofort.

Sie federte zurück und rannte los. Er schnitt ihr den Rückweg ab.

In ihrer Aufregung wählte sie blind eine andere Richtung, hastete Stufen hoch und verschwand hinter Säulen.

»Jean! Bleib stehen!« rief Mervyn Swift. »So bleib doch stehen, du verrücktes Stück!«

Er hatte sie aus den Augen verloren, suchte sie. Leise, auf Zehenspitzen, zog sie sich im Schütze der Säulen weiter zurück. Sekunden später tauchte sie in das dämmrige Grau einer Nische ein.

Swift stieg die Stufen hoch. Jeden seiner Schritte hörte das Mädchen. Sie hatte nur einen Wunsch: das Schloß so rasch wie möglich zu verlassen. Es gab bestimmt mehrere Ausgänge. Einen von ihnen mußte sie finden.

»Jean!« rief Mervyn Swift.

Beängstigend hallte seine Stimme durch das alte, unheimliche Gebäude. Jean Lightfoot antwortete nicht. Sie preßte die Lippen fest zusammen, während ihr heißes Blut in den Schlagadern pochte.

»Jean, jetzt ist der Bogen aber gleich überspannt!« grollte Swift.

Wieso spürst du die drohende Gefahr nicht? dachte das Mädchen aufgewühlt. Schreckliches Unheil lauert in diesem Schloß. Wir müssen

raus, Merv. Du solltest auf mich hören. Ich fahre mit dir, wohin du willst, und ich will auch bestimmt wiedergutmachen, was ich dir jetzt antue. Aber nicht hier. Auf keinen Fall in dieser grauenerregenden Umgebung.

Er kam näher, und sie zog sich weiter zurück. Plötzlich trat sie mit dem Fuß ins Leere. Erschrocken blieb sie stehen und schaute zurück.

Eine Treppe. Sie führte nach unten.

Vielleicht zu irgendeinem Ausgang! Das hoffte Jean Lightfoot jedenfalls, und während Mervyn Swift an der schummrigen Nische vorbeiging, ohne sie zu entdecken, stieg das Mädchen die Stufen hinunter.

Sie wußte bald nicht, wie viele Stufen sie zurückgelegt hatte, ging weiter, obwohl ihr die Furcht die Kehle mehr und mehr zuschnürte.

Sie bildete sich ein, daß die Stufen zu einer Tür führten, und daß diese Tür ins Freie führte.

Sobald sie außerhalb dieses unheimlichen Schlosses war, würde sie laufen, so schnell sie konnte.

Erst im Truck würde sie sich sicher fühlen. Und dort auf Merv warten. Eiskalt durchlief es sie, als sie plötzlich daran dachte, daß das Schloß Merv vielleicht nicht mehr freigeben würde.

Was dann? Was sollte sie in diesem Fall tun? Es war noch zu früh, sich das zu überlegen. Sie befand sich ja selbst noch im Schloß. Es stand noch nicht einmal fest, ob sie lebend aus diesem Gebäude hinauskommen würde.

Sie hatte Angst, sie dachte an drohendes Unheil, aber sie hatte keine konkrete Vorstellung von der Gefahr. In welcher Gestalt würde ihr das Grauen begegnen, wenn sie den Weg in die Freiheit nicht fand?

Merv glaubte, sie wäre hysterisch. War sie das wirklich? Gab es tatsächlich nichts, wovor man sich in diesem Schloß fürchten mußte? Einen Beweis für die Existenz einer tödlichen Bedrohung gab es nicht.

Es war nur ein Gefühl, ein schreckliches, nervenzerfetzendes Gefühl…

Der Boden bestand jetzt aus uralten Steinquadern – wie die Mauern auch. Jean Lightfoot entdeckte eine schwere, dicke Holztür unter einem Rundbogen. Massive Gitterstäbe befanden sich darüber, und in der Tür selbst befand sich ein vergittertes Fenster.

Für das von der Angst vorwärtsgetriebene Mädchen gab es kein Zurück. Sie redete sich ein, vor ihr liegt der Weg in die Freiheit.

Wenn sie umkehrte, lief sie Merv in die Arme. Das wollte sie nicht.

Sie umschloß mit ihren Händen die kalten Gitterstäbe und blickte durch das Fenster. Das düstere Gewölbe, in das sie blickte, blies ihr seinen kalten Atem entgegen.

Sie zögerte. Befand sie sich auf dem richtigen Weg? Oder brachte sie jeder weitere Schritt dem Verderben näher? Jean lehnte sich gegen die

Tür, und diese gab ächzend nach.
Langsam schwang sie zur Seite, und Jean Lightfoot ging weiter, ohne zu ahnen, daß sie sich nun im Verlies der Verdammten befand!

***

Schlamm! Feindliche Kräfte hatten den Telefonapparat in weichen, klebrigen Schlamm verwandelt! Woher kamen diese Kräfte? Wer hatte sie ausgesandt? Roxane ließ den Hörer zu Boden fallen, trat aus der Telefonkabine und ließ ihren Blick schweifen.
Ein Mann stand bei der Rolltreppe – wie festgenagelt. Panik und Entsetzen spiegelten sich in seinen Augen. Von ihm konnte die gefährliche Magie nicht ausgegangen sein.
Roxane erblickte einen zweiten Mann. Groß, blond, gutaussehend.
Die Hexe aus dem Jenseits kannte ihn nicht, aber sie spürte sofort, daß dies der Feind war.
Alles, was bisher geschehen war, wurde von diesem Unbekannten inszeniert. Sein attraktives Gesicht verzerrte in diesem Augenblick.
Er war mit dem Verlauf der Ereignisse nicht zufrieden.
Der Fremde richtete seinen grausamen Blick auf Roxane, die sogleich ein Abwehrkraftfeld um sich herum schuf. Mit langen Sätzen eilte sie zu Oda. Sie brauchte die weiße Hexe nicht auf Pallggar aufmerksam zu machen.
Oda hatte den Mann ebenfalls schon bemerkt, und sie reagierte auf seine Anwesenheit so wie Roxane. Die beiden Hexen traten hastig vor Vicky Bonney, um sie zu schützen.
Da Pallggar mit dem, was er inszenierte, keinen Erfolg gehabt hatte, nahm er die Sache nun selbst in die Hand.
Er konzentrierte sich, bediente sich der schwarzen Kräfte, wie es ihn Soltaff gelehrt hatte. Doch er mußte sehr schnell erkennen, daß er gegen die beiden Hexen nicht ankam.
Nicht in diesem Augenblick, denn Roxane und Oda hatten ihre Magie vereint, wodurch diese doppelt so stark wurde. Diesen Abwehrschirm vermochte der Mord-Magier nicht zu durchbrechen.
Der vernichtende Schlag konnte ihm nur dann gelingen, wenn jede Hexe für sich allein war. Diese Erkenntnis ließ Pallggar blitzschnell seinen Plan ändern.
Wenn der Angriff jetzt nicht nach Wunsch verlief, konnte er sich seine Kräfte sparen. Es würde sich eine andere, eine bessere Möglichkeit finden. Pallggar brach die Attacke ab.
Im Moment waren die beiden Hexen so stark, daß sie ihm sogar gefährlich werden konnten, deshalb beschloß er, sich zurückzuziehen. Das war keine Flucht, o nein, nur ein taktischer Rückzug.
Es war noch nichts entschieden.

***

Jean Lightfoot schlich die hohen Stufen hinunter. Hatte sie die Orientierung verloren? War es nicht doch vernünftiger, umzukehren? Was machte es schon aus, wenn sie Merv in die Arme lief?

Vielleicht hatte er inzwischen eingesehen, daß es wirklich besser war, das Schloß zu verlassen. Vielleicht würde er froh sein, sie heil wiedergefunden zu haben.

Möglicherweise machte er sich jetzt bereits Sorgen um sie. Oder hatte er die Suche verärgert aufgegeben? Befand er sich in diesem Moment auf dem Weg zum Truck?

Würde er ohne sie abfahren? Unschlüssig blieb das Mädchen stehen. Sie hätte nicht gedacht, daß der Tag für sie so voller Aufregung sein würde. Aber war es nicht das, was sie wollte?

War sie nicht von zu Hause weggelaufen, um etwas zu erleben?

Und nun war's ihr zuviel.

Du verrückte Pute weißt nicht, was du willst! dachte sie ärgerlich.

Da vernahm sie plötzlich ein Geräusch, das sie erschreckte. Schritte drangen an ihr Ohr. Hart und fremd klangen sie. Waren das Mervyn Swifts Schritte? Oder kam da jemand anders? Jean Lightfoot grub ihre Zähne bange in die Unterlippe.

Ihre Hände ballten sich zu Fäusten, ohne daß sie es bemerkte; die Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Wenn es nicht Merv war… Himmel! Wer lebte in diesem alten, unheimlichen Schloß, in dem man vor Angst beinahe den Verstand verlor?

Wer trieb sich in den düsteren Gängen umher? Wer schlich durch die gespenstischen Gewölbe? Wer lag in diesem einsamen Gebäude auf der Lauer und wartete geduldig auf ein Opfer?

Jean schluckte. Es war mühsam, denn Mund und Kehle waren staubtrocken. Das Geräusch des Schluckens kam ihr so laut vor, daß sie befürchtete, es könnte sie verraten.

Die Sekunden rannen dahin wie zähflüssiger Sirup, während die Angst nun schon in Jeans Seele biß. Sie zog sich zitternd in eine Nische zurück, soweit es möglich war, und harrte der Dinge, die auf sie zukamen.

Wenn sie Merv erblicken würde, würde sie sich weinend an seinen Hals werfen und ihn um Verzeihung bitten. Wenn es aber nicht er war, der da kam, dann… ja, dann würde wohl alles aus sein.

Die Schritte waren nun schon überdeutlich zu hören. Sie hallten dumpf durch das Gewölbe. Jean Lightfoot hielt den Atem an.

Jetzt… Ein Herzschlag noch … Dann sah das junge Mädchen eine grauenerregende Gestalt. Sie traute ihren Augen nicht. War sie verrückt geworden? Sie hatte einen Knochenmann vor sich!

Ein Skelett, das wie ein römischer Krieger gekleidet war. Mit Kurzschwert und Dolch, Brustpanzer und einem Schurz aus glänzenden Lederstreifen. Der unheimliche Soldat blieb stehen.

Er wandte dem Mädchen seine grinsende Totenfratze zu, und Jean Lightfoot bemerkte die Höllenglut in seinen Augenhöhlen.
Und all die aufgestaute Angst, der Horror und das Entsetzen brachen sich in einem verzweifelten Schrei Bahn…

***

Pallggar zog sich zurück. Er eilte zum Fahrstuhl.
»Hilf mir, ihn anzugreifen, Oda!« stieß Roxane aufgeregt hervor.
Ihre vereinigte Magie brandete dem Mord-Magier entgegen, erreichte ihn jedoch nicht mehr, denn Pallggar war in die Kabine gesprungen und er wirkte mit seinen übernatürlichen Fähigkeiten auf die Technik ein, so daß die Aufzugtür nicht langsam zuglitt, sondern sich blitzschnell schloß.
Dann erst kam die Magie der Hexen an. Sie prallte gegen die geschlossene Tür, die der Mord-Magier gleichzeitig abgesichert hatte, und so vermochten ihm Roxane und Oda nichts anzuhaben.
In Gedankenschnelle faßte Pallggar einen neuen Plan. Er konnte sich denken, wie die Mädchen reagieren würden, und er ging sofort darauf ein. Deshalb drückte er auf den obersten Etagenknopf.
Als die Kabine sich in Bewegung setzte, rief Roxane. »Los, ihm nach! Er fährt nach oben! Wir müssen ihn uns holen! Er darf uns nicht entkommen!«
Sie eilte auf den zweiten Fahrstuhl zu. Oda und Vicky Bonney folgten ihr. Während Roxane auf den Rufknopf drückte, fragte Vicky: »Wißt ihr, wer das ist? Habt ihr diesen Mann schon mal gesehen?«
»Ich nicht«, antwortete die Hexe aus dem Jenseits.
»Ich auch nicht«, sagte Oda. »Jedenfalls versteht er die schwarze Magie vortrefflich zu gebrauchen.«
»Ich begreife nicht, wieso er sich ausgerechnet uns ausgesucht hat«, sagte Vickey Bonney. »Das Kaufhaus ist voller Menschen, und ausgerechnet uns attackiert er.«
»Er hat einen Grund«, sagte Roxane, und ihre grünen Augen wurden schmal. »Ich bin sicher, er hat irgendeinen Grund.«
»Aber welchen?« fragte Vicky.
»Wenn ich das bloß wüßte«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.
Endlich traf die Kabine ein. Vicky Bonney warf vor dem Einsteigen noch schnell einen Blick auf die Etagenanzeige des Nachbarfahrstuhls, der soeben den siebten Stock erreichte.
»Er fuhr ganz hinauf«, teilte sie ihren Freundinnen mit.
Oda drückte sofort auf Knopf Nummer sieben.
»Wäre schön, wenn er uns lebend in die Hände fiele«, sagte Roxane, »damit wir sein Motiv erfahren. Aber wir riskieren nichts, verstanden? Wenn es sich nicht vermeiden läßt, vernichten wir ihn. Er darf keine Chance haben, uns noch einmal zu attackieren.«

Vicky Bonney blickte zweifelnd auf ihre Derringer-Pistole. »Ob sie reichen wird?«

»Das wirst du sehen, wenn du ihm eine von deinen geweihten Silberkugeln verpaßt hast«, sagte die Hexe aus dem Jenseits.

»Entweder überlebt er es nicht, oder das Geschoß schwächt ihn so sehr, daß wir ihm nur noch den Rest zu geben brauchen.«

Oda verfolgte die Etagenanzeige. Soeben passierten sie den fünften Stock. Die weiße Hexe wandte sich an Vickey Bonney. »Darf ich dir einen Rat geben?«

»Natürlich, Oda.«

»Du darfst nicht denken, daß wir dich bevormunden wollen, aber es wäre gut, wenn du hinter uns bleiben würdest.«

Vicky nickte. »Ihr habt die größere Erfahrung, seid besser gewappnet, das kommt mir zugute. Keine Angst, ich fühle mich deswegen nicht zurückgesetzt.«

Über Odas Gesicht huschte ein kleines Lächeln. »Dann verstehen wir uns ja.«

Sie fuhren am sechsten Stock vorbei, und plötzlich stellte Pallggar unter Beweis, wie gefährlich er war.

Sein neuer Plan… Jetzt kam er zum Tragen! Während die Mädchen ungeduldig darauf warteten, daß der Fahrstuhl im siebten Stock hielt, stoppte der Mord-Magier die Kabine zwischen den Etagen.

Und er beeinflußte die Technik sofort wieder. Diesmal mit einem zerstörenden Kraftstrahl, der den Lift mitten ins Herz traf. Nichts funktionierte mehr.

Knisternde Funken sprangen aus dem elektrischen Schaltkasten, dann durchtrennte er mit spielerischer Leichtigkeit Kabel und Trageseil, löste das Gegengewicht – und die Katastrophe war perfekt.

Nichts hielt die Kabine mehr, in der sich die drei Mädchen befanden. Die Schwerkraft packte mit wilder Kraft zu und riß den Aufzug in die Tiefe.

Vicky Bonney, Roxane und Oda stürzten ab!

***

Das schlechte Gewissen plagte Mervyn Swift mit einemmal. Hatte er alles verkehrt gemacht? Die Idee mit dem Schloß war doch nicht so gut gewesen, wie er glaubte. Er hätte auf Jean Lightfoots Angst Rücksicht nehmen sollen.

Dieses düstere Gebäude war nicht jedermanns Sache. Das andere Mädchen, mit dem er vor einem Jahr hier gewesen war, hatte sich nicht gefürchtet. Nun, es war eben ein anderes Mädchen gewesen und nicht Jean Lightfoot.

Verdammt, warum war ich nur so stur? ärgerte sich Swift. Wenn ich auf Jeans Wünsche eingegangen wäre, würde sie jetzt schon irgendwo

anders in meinen Armen liegen.
»Herrgott noch mal, wo ist sie denn?« brummte er. »Jean!« rief er etwas lauter. »Okay, Jean, wir verlassen das Schloß!«
Das Mädchen antwortete nicht.
»Hörst du mich, Jean?«
Stille. Nur das Echo seiner Stimme zitterte kurz nach.
»Glaub mir, das ist kein Trick, um dich aus deinem Versteck zu locken!« rief Swift. »Ich hab' nun auch die Lust verloren, in diesem Schloß zu bleiben. Also komm hervor. Du kannst mir trauen.«
Er wartete. Nichts passierte.
»Was ist nun?« fragte er ungeduldig.
Es blieb still. Hatte sich Jean schon so weit von ihm entfernt, daß sie ihn nicht mehr hörte?
Seine Gewissensbisse nahmen zu. Vielleicht war es wirklich nicht ganz ungefährlich, durch dieses alte, morsche Gebäude zu laufen. Es gab bestimmt Trakte, die man besser nicht betrat, wo der Verfall schon so weit fortgeschritten war, daß man die Mauern umhusten konnte.
Wenn ihr etwas passiert, bist du schuld! dachte Swift, und Unbehagen regte sich in ihm. Du hast sie hierher gebracht. Du bist für ihre Sicherheit verantwortlich.
Aber, zum Teufel, hatte er denn wissen können, daß Jean Lightfoot in diesem Schloß die Nerven verlieren würde?
Swift setzte die Suche verdrossen fort. Er konnte nicht ewig hier bleiben. Er mußte auch mal wieder an die Weiterfahrt denken. Man erwartete ihn schließlich in London.
Vielleicht hat sie eine Möglichkeit gefunden, das Schloß zu verlassen, überlegte Swift. Dann sitzt sie jetzt im Truck und wartet auf meine Rückkehr, während ich sie hier wie ein Idiot suche.
Er wandte sich um. Sollte er nach draußen gehen? Erst mal einen Blick in den Truck werfen, bevor er hier sinnlos seine Zeit vergeudete? Dieser Gedanke erschien ihm als vernünftig.
Er ging zurück, lief an der düsteren Nische vorbei, durch die Jean verschwunden war, erreichte wenig später den Erker, den er mit dem Mädchen aufgesucht hatte, raffte die grüne Decke zusammen und wollte das Gebäude verlassen.
Da gellte ein markerschütternder Schrei an sein Ohr.
»Jean!« brüllte er, und es riß ihn herum.
Entsetzt weiteten sich seine Augen.
Ihr Schrei verstummte, aber er hatte ihm gezeigt, welchen Weg er einschlagen mußte. Aufgeregt warf er die Decke auf den Boden und hetzte los. Die dämmrige Nische fand er auf Anhieb, und er stürmte die Stufen zum Verlies hinunter.
»Jean!«

Sein Gesicht überzog sich mit einer ungesunden Blässe. Er fürchtete sich nicht. Er hatte nur Angst um Jean Lightfoot, die er hierher gebracht hatte. Hauste hier ein wahnsinniger Mörder, der vielleicht schon lange von der Polizei gesucht wurde?

Die verrücktesten Gedanken stürmten auf Mervyn Swift ein, während er über die steinernen Stufen jagte.

Der Track Driver erreichte eine offene Tür. Hatte Jean sie geöffnet?

Weiter! Weiter! drängte es ihn, und so gelangte auch er in das Verlies der Verdammten.

Er keuchte schwer und hob die Fäuste. Jetzt sollte ihm jemand entgegentreten, sich ihm in den Weg stellen! Er würde jedem den Schädel einschlagen, der ihn daran hindern wollte, Jean Lightfoot zu helfen!

»Jean!« Laut schrie er ihren Namen. »Du bist hier unten! Ich weiß es! Antworte, Jean!« Flehend klang seine Stimme. »So antworte doch!«

Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut und Verzweiflung. Was war dem Mädchen zugestoßen?

Er rannte durch das Gewölbe, blickte hinter die Säulen, sah in jede Nische, an der er vorbeikam. Nichts. Keine Spur von Jean.

Plötzlich stand er vor einer kalten Steinquadermauer, auf der sich eine tiefschwarze, kreisrunde Fläche befand. Was war das?

Mervyn Swift konnte nicht wissen, daß er vor dem von Pallggar geschaffenen schwarzen Mond stand. Aber die kalte Mondmagie beunruhigte den Truck Driver.

Er spürte das Böse, das in dieser Schwärze schlummerte. Er fühlte Haß, Gewalt, das Grauen, den Tod. All das schien diese unheimliche Scheibe zu beinhalten.

Fürchtete er sich immer noch nicht? Doch, jetzt hatte er auf einmal Angst. Angst vor diesem schwarzen Kreis, der sein Unterbewußtsein, seinen Instinkt ansprach.

Swifts Nackenhärchen sträubten sich. Er wich vor der schwarzen Scheibe, die ihm nicht geheuer war, zurück, und plötzlich glaubte er, jemand würde hinter ihm stehen.

Er kreiselte herum und sah, daß er sich nicht geirrt hatte.

Fassungslos blickte er in die glühenden Augenhöhlen zweier Skelette. Römer waren es. Römische, skelettierte Soldaten!

Endlich Gegner, die ich sehen kann! dachte Mervyn Swift. Er versuchte sich mit der Existenz dieser Horrorgestalten einfach abzufinden. Es fiel ihm nicht leicht, aber es war keine Zeit zum Überlegen.

Woher die Knochenmänner kamen, welcher Zauber sie geschaffen hatte, wieso sie in diesem Schloß lebten… All diese Fragen verdrängte Swift. Er hatte zwei Gegner vor sich.

Sie mußten vorhin dem Mädchen begegnet sein, und vielleicht war

Jean Lightfoot daraufhin in Ohnmacht gefallen. Nun, diese Freude würde er ihnen nicht machen.

Er würde kämpfen. Egal, ob er einen Gegner aus Fleisch und Blut vor sich hatte oder ein Skelett.

Grauenerregend grinsten ihn die knöchernen Totenfratzen an. Ein Knochenmann zog sein Schwert. Swift wartete nicht, bis der Römer ihn angriff, sondern warf sich dem Skelett wie vom Katapult geschleudert entgegen.

Atemlos stürzte er sich auf den Schwertarm. Der zweite Römer wollte eingreifen. Swift beförderte ihn mit einem kraftvollen Tritt zurück. Dann drehte er sich mit jenem Knochenmann, den er gepackt hatte, und ließ ihn los, als der Schwung groß genug war.

Das Skelett knallte scheppernd gegen eine Säule. Swift griff sofort wieder zu. Er drehte dem Gegner den Arm auf den Rücken, drückte ihn so fest nach oben, daß es in den Gelenken knackte.

Gleichzeitig stieß er den knöchernen Römer immer wieder hart gegen die Säule. Knochen splitterten ab. Die Finger des Skeletts öffneten sich. Das Schwert fiel auf den Boden.

Swift schob die Waffe mit dem Fuß hinter die Säule. Dann hob er den Knochenmann hoch und warf ihn kraftvoll durch das Verlies.

Krachend landete der Römer auf dem Boden, rollte noch zwei Meter und blieb dann kurze Zeit liegen.

Sofort wandte sich Swift dem zweiten Knochenmann zu. Der Anfangserfolg gab ihm Auftrieb. Er hieb mit seinen Fäusten auf die Knochengestalt ein, trieb das Horrorwesen mit wuchtigen Schlägen zurück und brachte auch diesen Gegner zu Fall.

Doch mittlerweile war Swifts erster Gegner wieder auf den Beinen und griff an. Der Truck Driver erwartete den Römer beinahe gelassen. Als ihm der Gegner mit seinen Knochenhänden an die Kehle gehen wollte, schlug er ihn nieder.

Damit war die Gefahr jedoch noch nicht gebannt, denn in diesem Moment riß der zweite Römer – noch kniend – seinen Dolch aus der Scheide. Dann federte er hoch und stach sofort auf Swift ein.

Der Truck Driver federte zur Seite.

Er hatte großes Glück. Beinahe hätte ihn die lange Dolchspitze getroffen. Das trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn.

Er nahm auch die Füße zu Hilfe, um sich den gefährlichen Gegner vom Leib zu halten. Mit einem gut placierten Tritt sichelte Swift dem Knochenmann die dünnen Beine unter dem Körper weg.

Das Monster fiel, und Swift holte sich blitzschnell das hinter der Säule liegende Schwert. Seine Finger umschlossen den Griff der Waffe. Er richtete sich keuchend auf und wandte sich seinen knöchernen Gegnern zu.

Da spürte er plötzlich die Spitze eines anderen Schwerts zwischen

seinen Schulterblättern. Er versteifte, ließ die Waffe langsam sinken, spreizte die Arme ab, und als er dann einen Blick über die Schulter warf, sah er, daß noch fünf skelettierte Römer eingetroffen waren.

Sieben Knochenmänner. Das war zuviel, um siegen zu können.

***

Wie ein Stein sauste der Aufzug in die Tiefe. Nichts schien die schreckliche Katastrophe mehr abwenden können. Vicky Bonney schloß mit ihrem Leben ab.

Der blonde Mann, dessen Name sie nicht kannten, hatte es schließlich doch geschafft. In wenigen Augenblicken würde der Fahrstuhl aufschlagen, und dann war alles vorbei.

Vicky war nicht in der Lage, dies zu verhindern. In diesen letzten Sekunden vor dem Ende rasten an ihrem geistigen Auge Bilder aus ihrem Leben vorbei. Ein Film lief in Gedankenschnelle ab…

Der Aufprall hätte auch Oda und Roxane zerschmettert, wäre auch für die beiden Hexen tödlich gewesen, doch solange Roxanes Herz schlug, gab sie nicht auf.

»Oda!« rief sie hastig. »Hilf mir! Eine Möglichkeit haben wir noch. Aber es muß schnell gehen, und es wird uns sehr viel Kraft kosten!«

Roxane erklärte dem rothaarigen Mädchen hastig, was sie unternehmen mußten.

Eine Hexe allein wäre dafür nicht stark genug gewesen, aber zu zweit mußten sie es schaffen können. Oda gab alles, was an übernatürlichen Kräften in ihr steckte.

Ihrem verzerrten Gesicht war anzusehen, wie sehr sie sich anstrengte, und Roxane steuerte ebenfalls ihre ganze Kraft bei, um die Katastrophe doch noch im allerletzten Moment abzuwenden.

Die beiden Hexen schufen mit vereinten Kräften unter der Kabine ein dickes weiches, federndes Magiefeld. Ein unsichtbares »Kissen«, das die Wucht des Falls abfangen sollte.

Kaum war dieses Kraftfeld aufgebaut, da landete der Lift auch schon im Keller. Jetzt wurde es sich zeigen, ob die Kräfte von Oda und Roxane ausreichten.

Tief sank die Kabine in das »Kissen« ein. Der Schwung wurde erheblich abgebremst. Vicky Bonney, Roxane und Oda purzelten zwar wild durcheinander, aber sie blieben unverletzt.

Pallggar hatte es wieder nicht geschafft. Doch das war noch kein Grund, zu triumphieren. Die Mädchen konnten nicht wissen, was der Mord-Magier noch alles in seiner gefährlichen Trickkiste bereit hielt.

***

Die Panik im Kaufhaus stellte die Polizei auf eine harte Probe. Es mußte nicht nur blitzschnell gehandelt werden, es sollte nach Möglichkeit auch keine Verletzten geben.

Der Mann, der mit dieser schwierigen Aufgabe fertigwerden mußte, war Inspektor Edgar Carroll. Die dritte Etage war menschenleer, das wußte er, und er hatte bereits veranlaßt, daß die Menschen aus den anderen Stockwerken geholt wurden.

Er wollte das ganze Kaufhaus räumen lassen. Seine Männer hatten Anweisung, darauf zu achten, daß die Sache reibungslos ablief. Jede Hektik war zu vermeiden, aufflackernde Panik im Keim zu ersticken.

Zum erstenmal mußte sich Carroll bewähren. Er führte bisher ein recht ruhiges, gemütliches Polizistenleben. Es gab kaum mal Aufregungen.

Er wußte nicht einmal selbst, was in ihm steckte, ob er fähig war, die chaotischen Ereignisse in den Griff zu bekommen.

Es war ihm nicht unangenehm, daß man ihm von höchster Stelle befohlen hatte, den beiden Dämonenjägern, die zum Kaufhaus unterwegs waren, die Arbeit zu überlassen.

Schließlich hatten er und seine Leute keine Erfahrung in Auseinandersetzungen mit schwarzen Mächten. Da gehörten wirklich Spezialisten ran, und Inspektor Carroll oblag es, diesen Männern die günstigsten Arbeitsbedingungen zu verschaffen.

Er hatte das Warenhaus hermetisch abriegeln lassen und beorderte nun zwei seiner Männer per Walkie-talkie zu sich. William Howard und Robert Morris eilten herbei.

»Sir?« sagte Morris und deutete Haltung an.

»Wir müssen wissen, wie die Situation im dritten Stock aussieht«, sagte Edgar Carroll.

William Howard zog die Luft geräuschvoll durch die dicke Nase ein. Er war nicht gerade glücklich über das, was der Inspektor sich einfallen ließ. Er war verheiratet, seine Frau erwartete ein Kind. Jede Aufregung konnte ihr schaden, und wenn dort oben in der dritten Etage irgend etwas schiefging, würde sie sich ungeheuer aufregen.

Aber Befehl ist Befehl, da kann man nichts machen.

»Gehen Sie rauf und sehen Sie nach«, sagte Inspektor Carroll.

Robert Morris warf seinem Kollegen einen bedauernden Blick zu.

Er wußte, wie es in William Howard jetzt aussah. Man konnte Howard nicht gerade als Feigling bezeichnen, aber ein Held war er nun auch wieder nicht.

»Komm, Bill«, sagte Morris.

Der Inspektor hob sein Walkie-talkie. »Ich erwarte Ihren Bericht.«

»In Ordnung, Sir.«

»Mußte er sich dafür ausgerechnet uns aussuchen?« maulte Howard, während sie zur Rolltreppe liefen. »Warum geht er nicht selbst?«

»Er ist der Inspektor. Wenn du mal Inspektor bist, kannst du auch andere vorschicken und brauchst nicht selbst zu gehen.«

»Hoffentlich kriege ich noch mal die Chance auf den Posten.«

»Sicher. Warum nicht?«

»So sicher ist das nicht. Weißt du denn, was uns im dritten Stock erwartet?«

Sie fuhren mit der Rolltreppe zum ersten Stock hoch, stiegen um.

Zweiter Stock. Howards Schritte wurden immer langsamer.

Vor der Rolltreppe, die zur dritten Etage hinaufführte, blieb Howard stehen.

»Du hast doch nicht etwa die Absicht, mich da allein hinauffahren zu lassen«, sagte Robert Morris.

Howard starrte auf die nach oben wandernden Stufen. »Ich habe Angst, Bob. Ich schäme mich nicht, es zuzugeben. Ich habe schreckliche, hundsgemeine Angst.«

»Reiß dich zusammen, Bill. Komm, wir müssen weiter.«

Inspektor Carroll rief sie. »Seid ihr schon oben?«

»Nein, noch nicht, Sir«, antwortete Robert Morris.

»Mann, wie lange dauert das denn?«

»Augenblick noch, Sir.«

»Mensch, der soll uns mal!« zischte William Howard wütend.

Robert Morris setzte seinen Fuß auf die Rolltreppe, und Howard folgte ihm widerstrebend. Blaß kamen sie oben an. Natürlich sahen sie sofort Lewis Rice, der sich nach wie vor nicht vom Fleck rühren konnte.

Er trug ein kleines Namensschild auf dem Aufschlag seines Anzugs. Dadurch wußten die Polizisten sofort, daß sie einen der Direktoren vor sich hatten.

»Himmel, Sir, Sie sollten diese Etage schleunigst verlassen«, sagte Robert Morris.

Rice reagierte nicht auf die Worte. Das Gesehene hatte ihn so schwer geschockt, daß er nicht sprechen konnte.

»Mr. Rice!« sagte Morris eindringlich. Obwohl er vor dem Mann stand, sah dieser ihn nicht. Rice schien durch ihn hindurchzublicken.

»Der ist geistig irgendwie weggetreten«, bemerkte Wiliam Howard und sah sich mißtrauisch um.

Morris berührte den geistesabwesenden Mann. Er wollte ihn umdrehen und sanft auf die Rolltreppe zuschieben, die abwärts führte, doch Lewis Rice bewegte sich nicht von der Stelle.

Selbst als Morris den Druck verstärkte, rührte sich Rice nicht.

»Sieht fast danach aus, als habe er Wurzeln geschlagen«, brummte Robert Morris.

»Was machen wir nun?« fragte William Howard.

»Wir sehen uns um, wie es der Inspektor verlangt hat.«

Sie schritten gespannt durch die Sportabteilung. Als sie die Leichenteile des Lagerleiters entdeckten, stockte ihnen der Atem. Sie kehrten zu Lewis Rice zurück, und Robert Morris gab dem Inspektor

über Funk einen präzisen Lagebericht durch.

***

Das war der Moment, wo Mr. Silver und ich die Polizistenkette erreichten. Ich verlangte den Einsatzleiter zu sprechen. Man rief Inspektor Edgar Carroll. Als ich meinen Namen nannte, hoben sich seine Augenbrauen.

Er wußte Bescheid. Wir durften passieren.

»Dritter Stock«, sagte Edgar Carroll. »Ich habe vorhin zwei Männer hinaufgeschickt.«

»Und?« sagte ich.

»Einer der Kaufhausdirektoren, Lewis Rice, steht neben der Rolltreppe. Er kann sich nicht rühren, ist nicht ansprechbar. Meine Leute bringen ihn nicht vom Fleck.«

»Ich schaff das schon«, sagte Mr. Silver und nickte zuversichtlich.

Er konnte sich denken, warum Rice nicht von der Stelle zu bewegen war, und er fühlte sich imstande, die feindliche Magie, die den Mann bannte, aufzuheben.

»Außerdem haben meine Männer die Teile einer männlichen Leiche entdeckt«, fuhr Carroll fort.

»Wer ist der Tote?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung«, sagte der Inspektor.

»Okay, und weiter?«

Edgar Carroll hob die Schultern. »Das ist alles, Mr. Ballard.«

»Haben Ihre Männer keine Mädchen gesehen?« fragte ich beunruhigt. »Drei Mädchen! Eine Blonde, eine Rothaarige und eine Schwarzhaarige.«

»Außer Howard, Morris und Rice befindet sich niemand im dritten Stock«, sagte Carroll.

»Los, Tony, komm!« sagte Mr. Silver.

»Haben Sie irgendwelche Weisungen für mich?« rief uns der Inspektor nach.

»Lassen Sie das gesamte Kaufhaus räumen!« rief ich zurück, während wir uns auf dem Weg zur Rolltreppe befanden.

»Ist schon im Gange.«

»Das wäre dann vorläufig alles.«

»Morris soll Ihnen sein Walkie-talkie geben, Mr. Ballard, damit Sie sich mit mir in Verbindung setzen können, falls es nötig sein sollte.«

»Okay«, sagte ich und sprang auf die Stufen, die langsam nach oben wanderten.

Damit wir den dritten Stock schneller erreichten, liefen wir die Stufen hinauf. Ein Mann, der sich nicht von der Stelle rühren konnte, Leichenteile und keine Spur von den drei Mädchen, das war höchst beunruhigend für uns.

Ich bangte um Vicky Bonney, und natürlich auch um Oda und Roxane. Konnten sie denn nie risikolos ausgehen? Selbst ein harmloser Einkaufsbummel war ihnen nicht gegönnt.

Ich war neugierig, wer hinter dieser Attacke steckte.

Dann erreichten wir die beiden Polizisten und den Direktor.

Robert Morris reichte mir das Funkgerät.

»Brauchen Sie uns noch?« fragte William Howard sofort. »Oder können wir gehen?«

Ich sah ihm an, daß er gern schon wieder unten gewesen wäre.

»Die Leichenteile«, sagte ich. »Wo sind die?«

»Dort, dort und dort«, sagte Morris und wies in die entsprechenden Richtungen.

»Können wir gehen, Mr. Ballard?« wiederholte Howard seine Frage.

»Augenblick noch«, antwortete ich. »Sie nehmen Lewis Rice mit nach unten.«

»Aber der Mann kann doch nicht gehen.«

»Das ändert sich bald«, sagte ich und eilte zu den Leichenteilen.

Mein Magen krampfte sich zusammen. Von Berufs wegen habe ich häufig mit Toten zu tun, doch ich werde mich an einen solchen Anblick nie gewöhnen.

Als ich die verkohlten Hände des Toten sah, tippte ich auf Oda oder Roxane. Als mir das Loch in der Stirn des Leichnams auffiel, wußte ich, daß dafür meine Freundin verantwortlich war.

Aber ich vermochte mir keinen Reim darauf zu machen, was hier geschehen war. Wenn ich mit meiner Vermutung richtig lag, dann waren Vicky Bonney, Oda und Roxane von diesem Mann angegriffen worden.

Sie hatten sich gewehrt, das war ihr gutes Recht gewesen. Aber hatten sie ihn zerstückelt? Eine so grausame Handschrift hatten Roxane und Oda für gewöhnlich nicht.

Ich kehrte zu Mr. Silver zurück, der mittlerweile die bannende Kraft aufgehoben hatte. Nun war mein Freund gerade dabei, die gedächtnishemmende Wirkung des Schocks aufzulösen.

Zu diesem Zweck drückte der Ex-Dämon dem Direktor seine beiden Mittelfinger gegen die Schläfen und ließ magische Kräfte in Rices Kopf strömen. Die Lider des Mannes zuckten, und dann sah er uns an, als wäre er soeben aus einem tiefen Schlaf erwacht.

»Können wir ihn mitnehmen?« fragte Howard.

»Warum denn so ungeduldig?« erwiderte ich verstimmt. »Lassen Sie uns doch wenigstens die Zeit, mit Mr. Rice zu reden. Allem Anschein nach ist er der einzige Augenzeuge, der alles mitbekam.«

Lewis Rice blickte erschrocken an mir vorbei. »Wo ist er?«

»Wer?«

»Dieser gottverdammte Kerl, der das alles inszeniert hat.«

»Außer uns fünf ist niemand hier«, sagte ich, nannte meinen Namen, stellte Mr. Silver vor und erklärte dem Direktor, welchen Job wir hatten.

Rice nickte heftig. »Dann sind Sie hier richtig, Mr. Ballard. Der Mann muß der Teufel persönlich sein.«

»Es gibt viele Teufel, Mr. Rice«, sagte ich. »Können Sie ihn beschreiben?«

Er tat es. Demnach handelte es sich um einen großen, blonden, gutaussehenden Mann, um eine durchaus vertrauenerweckende Person. Natürlich, in dieser Gestalt konnte der Kerl die Menschen am besten täuschen.

»So einen Jungen wünscht sich jede Mutter als Mann für ihre Tochter«, knurrte Mr. Silver.

»Was haben Sie gesehen, Mr. Rice?« wollte ich wissen.

»Ich befand mich in der TV-Abteilung im sechsten Stock«, berichtete Lewis Rice. »Dort erreichte mich ein Anruf von Mr. Bogger. Er war völlig verstört, sagte, die Hölle wäre los, Jonathan Andersen, den Lagerleiter, meinen Freund, habe es zerrissen, der Mann wäre deswegen aber nicht tot… Ich kam hierher, so schnell ich konnte, und sah drei Mädchen, die von Teilen meines Freundes attackiert wurden. Und ich sah diesen grausamen, unheimlichen Kerl, der mich auf eine unerklärbare Weise festnagelte. Ich konnte keinen Schritt mehr tun, war dazu verurteilt, bei all dem … all dem zuzusehen.«

»Konnten die Mädchen die Angriffe abwehren?« fragte ich mit belegter Stimme.

»Ja. Mein Gott, ich verstehe die Welt nicht mehr, Mr. Ballard. Der Mann… Also, der ist mit Sicherheit kein Mensch. Aber dieses rothaarige und das schwarzhaarige Mädchen auch nicht.«

»Sie haben recht, Mr. Rice«, gab ich zu. »Es sind Hexen.«

»Die Schwarzhaarige eilte zum Telefon, nachdem sie den Torso besiegt hatte. Als dem Kerl das auffiel, zerstörte er den Apparat.«

Mr. Silver sah mich an und nickte. »Aha«, sagte er nur. Ich wußte, was er meinte.

»Und dann?« fragte ich den Direktor.

»Dann… Ich kann’s nicht genau sagen, aber ich glaube, es kam zwischen den Hexen und diesem Kerl zu einer Kraftprobe, woraufhin er sich in den Fahrstuhl zurückzog.«

»Fuhr er nach unten oder nach oben?«

»Hinauf.«

»Und die Mädchen?«

»Folgten ihm«, sagte Lewis Rice. »Im zweiten Aufzug.«

»Sonst noch was?« erkundigte ich mich.

Lewis Rice schüttelte den Kopf. »Das ist alles, Mr. Baiard.«

Ich wandte mich an William Howard. »Jetzt können Sie ihn

mitnehmen.«

Das ließen sich die Polizisten nicht zweimal sagen. Sie eilten mit Rice davon, und ich war mit Mr. Silver allein im dritten Stock. Wir blickten zu den Fahrstühlen. Jener, mit dem der Unbekannte unterwegs gewesen war, befand sich im siebten Stock. Der andere im Keller.

»Verstehst du das?« fragte ich den Ex-Dämon. »Sie folgen dem Kerl – und landen im Keller?«

»Kommt mir auch komisch vor«, bemerkte der Hüne und massierte nachdenklich sein Kinn.

»Wohin zuerst?« fragte ich meinen Freund. »Rauf? Oder in den Keller?«

Die Entscheidung wurde uns abgenommen, denn plötzlich rief eine mir bestens bekannte Stimme meinen Namen, und als ich mich umdrehte, erblickte ich Vicky Bonney, Roxane und Oda auf der Rolltreppe.

***

Tibanus, der Römer, lachte, und Mervyn Swift glaubte, nicht mehr bei Sinnen zu sein. Er hatte noch nie ein Skelett lachen hören. Er hatte noch nie ein Skelett leben sehen.

Das alles kam ihm so furchtbar verrückt vor, daß es kaum wahr sein konnte. Aber er hatte vorhin mit diesen knöchernen Soldaten gekämpft. Er war noch außer Atem, seine Fäuste wiesen Schrammen auf, das war keine Einbildung. Sie hatten ihn angegriffen, und er hatte sich verteidigt.

Zuerst waren sie nur zu zweit gewesen, und er hatte sich echte Chancen ausgerechnet, doch nun hatte er es mit sieben skelettierten Römern zu tun, und die Chancen waren zusammengestürzt wie eine Sandburg, der man einen Tritt versetzt hat.

Wieso Römer? Wieso Skelette? Wie lange *lebten* sie schon in diesem Schloß? Das Fragenkarussell wollte sich wieder drehen, doch Swift stoppte es. Es hatte keinen Sinn…

»Großartig, Brüder!« sagte Tibanus. »Zwei Menschen! Zwei Opfer! Ihr Tod wird uns neue Kraft verleihen!«

Eines der Skelette riß Swift das Kurzschwert aus der Hand. Er wehrte sich nicht. Es wäre zwecklos gewesen. Sie hätten ihn mit ihren Waffen durchbohrt.

»Wer seid ihr?« fragte er mit krächzender Stimme.

»Ich bin Tibanus«, sagte einer der Knochenmänner. »Und dies sind meine Kameraden. Wir nennen uns die Bruderschaft des schwarzen Mondes. Du hast ihn bereits gesehen, unseren Kraftspender. Wir lebten hier, lange bevor es das Schloß gab, und wir werden ewig leben. Dieses Glück ist dir nicht beschieden.«

»Wo ist das Mädchen?« wollte Swift wissen. Der Schweiß stand ihm

auf der Stirn. Die Knochenmänner hatten ihm den Tod angekündigt. Daran schien kein Weg vorbeizuführen.

»Bringt ihn zu ihr!« befahl Tibanus.

Swift wurde von harten Knochenfäusten vorwärtsgestoßen. Er stolperte durch das dämmrige Verlies der Verdammten. Ihm war das alles so unbegreiflich, daß er hoffte, es wäre nur ein Alptraum.

Wann würde er erwachen?

Er mußte vor den Römern durch einen finsteren Gang gehen. Sie führten ihn in einen großen Raum.

»Die Folterkammer«, sagte Tibanus.

Swift war, als hätte man ihn mit Eiswasser übergossen. Er glaubte, die Schreie der Unglücklichen zu hören, die hier bis aufs Blut gequält worden waren.

Blut auf dem Boden, Blut und Angstschweiß an den Wänden…

Heute nicht mehr sichtbar, aber früher hatte es das gegeben. Der Stein hatte Blut, Schweiß und Tränen aufgesogen. Wer eine feine Nase hatte, konnte das heute noch riechen.

Dann sah der Truck Driver Jean Lightfoot. Wie tot lag sie auf dem Boden. Ein kleines Häufchen Elend. Selbstvorwürfe marterten Mervyn Swift. Du bist schuld! klagte ihn eine geifernde innere Stimme an. An allem bist nur du schuld! Du konntest dich nicht beherrschen!

»Lebt sie nicht mehr?« fragte Swift heiser.

»Sie ist nur ohnmächtig«, sagte Tibanus. »Sie wird mit dir sterben.«

»Warum laßt ihr uns nicht in Ruhe? Wir haben euch nichts getan.«

»Wer von uns Ruhe haben will, darf nicht in dieses Schloß kommen«, sagte Tibanus hart.

Jean Lightfoot seufzte und bewegte sich. Sofort eilten zwei Römer herbei, und als sie die Augen aufschlug, packten die Skelette zu.

Jean kreischte vor Angst.

Die Knochenmänner rissen sie hoch. Das verzweifelte Mädchen wollte sich von ihrem harten Griff befreien, schaffte es jedoch nicht.

Jean erblickte Swift, der ebenfalls von Skeletten festgehalten wurde.

»Merv!« schrie sie dennoch. »Hilf mir!«

Wann hatte Swift zum letztenmal geweint? Er wußte es nicht.

Doch nun füllten sich seine Augen mit Tränen. »Ich kann nicht, Jean«, sagte er heiser. »Es tut mir leid, unendlich leid.«

»Legt sie ans Eisen!« befahl Tibanus. Er streckte den Arm aus und wies mit seinem knöchernen Zeigefinger auf dicke Ringe, die in die Steinwand eingelassen waren.

»Laßt uns frei!« schrie Swift. »Ich verspreche euch, das Schloß nie wieder zu betreten!«

Tibanus lachte. »Du hast uns damit einen großen Gefallen erwiesen… Damals, als wir noch unter Kaiser Claudius' Befehl standen, genügte uns nicht, den Feind zu töten. Wir wollten mehr … Und wir tranken

sogar das Blut unserer Opfer … Die Umstände zwangen uns, lange auf diesen Genuß zu verzichten. Doch nun werden wir uns wieder an diesem warmen, roten Lebenssaft laben. Du siehst, ihr habt uns eine große Freude bereitet, als ihr euren Fuß in das Schloß setztet.«

Swift wehrte sich verzweifelt. Er stemmte die Beine fest gegen den Boden. Die Römer schlugen mit ihren Knochenfäusten brutal auf ihn ein. Sie brachen seinen Widerstand.

Jean Lightfoot schrie, weinte und schluchzte. Nach langer Zeit gellten wieder die Schreie Unglücklicher durch die Folterkammer.

Sobald Swift und das Mädchen an den Ringen hingen, begab sich Tibanus zur steinernen Feuermulde. Sie war leer. Dennoch war der skelettierte Römer in der Lage, in ihr ein Feuer zu entfachen.

Er hielt die Knochenhände über die Mulde und murmelte einige wenige Worte. Es war, als hätte er in eine Wanne, die mit Benzin gefüllt war, ein brennendes Streichholz fallen lassen.

Grellrot schoß das Feuer hoch. Die Flammenzungen leckten über die gewölbte Decke. Die Knochenmänner sahen im zuckenden Schein des Feuers noch grauenerregender aus.

Tibanus trat näher zu Swift und Jean Lightfoot heran. »Seht hin! Beobachtet das magische Feuer genau. Es wird seine Farbe allmählich ändern. Noch ist es rot wie Blut. Aber es wird schwarz werden wie das Blut der Dämonen. Und wenn es schwarz geworden ist, werdet ihr sterben!«

***

Pallggar wußte, daß auch sein zweiter Anschlag mißglückt war, und das machte ihn rasend. Er hatte die Mädchen unterschätzt. Das hätte ihm nicht passieren dürfen.

Er hatte sich nicht den günstigsten Zeitpunkt ausgesucht, hätte auf eine bessere Gelegenheit warten müssen. Nur Roxane allein hätte er angreifen sollen, dann hätte es geklappt.

Er hatte sich zuviel zugemutet. Ursprünglich – als er sich noch auf der Prä-Welt Coor befand – hatte er den Plan gefaßt, alle auf einmal zu attackieren – Roxane, Mr. Silver und Cruv zusammen.

Doch davon ging er jetzt ab. Einzeln wollte er sie sich holen, und Tibanus und die Mitglieder der Bruderschaft des schwarzen Mondes sollten ihm dabei helfen.

Die knöchernen Römer waren der Trumpf in seiner Hinterhand. In Kürze würde er ihn ausspielen.

Der Mord-Magier trat auf das Parkdach des Kaufhauses. Links standen die Kastenwagen für Selbstabholer. Eine bunt bemalte Fahrzeugflotte. Pallggar eilte daran vorbei.

Er erreichte den Rand des Daches und blickte hinunter. Die Straßenschlucht war von einem riesigen Menschenauflauf verstopft.

Soeben traf ein weißer Peugeot 504 TI ein.
Zwei Männer stiegen aus. Der eine war mehr als zwei Meter groß und hatte silbernes Haar.
Mr. Silver!
Der Mord-Magier preßte die Kiefer zusammen. Seine Augen wurden schmal. Der Mann neben dem Ex-Dämon war vermutlich Tony Ballard. Die beiden wollten den Mädchen zu Hilfe kommen.
Pallggar zog sich zurück, während sich Tony Ballard und Mr. Silver ihren Weg durch die Menge bahnten.
»Der erste von euch wird in Kürze eine unliebsame Überraschung erleben!« kündigte Pallggar an und versteckte sich.

***

Aufgeregt erzählten uns die Mädchen, was sie erlebt hatten. Als ich von ihrem Absturz erfuhr, der sie beinahe das Leben gekostet hätte, zog sich meine Kopfhaut noch nachträglich zusammen.
»Wir müssen den Mann finden und unschädlich machen, Tony«, sagte Mr. Silver. »Anzunehmen, daß er sich noch oben befindet.«
»Also müssen wir rauf«, meinte ich.
»Kluges Kind.«
»Aber nicht mit dem Lift«, warf Roxane ein, »das ist mir zu riskant.«
Wir nahmen die Rolltreppe. Vicky Bonney stand neben mir. Diesmal hetzten wir nicht die fahrenden Stufen hinab. Wir wollten nicht im Übereifer in eine Falle laufen.
Ich war stolz auf Vicky. Ihr Mut war bewundernswert. Vor wenigen Augenblicken hatte sie dem Tod ins Auge gesehen, doch das hielt sie nicht davon ab, weiter an der Jagd auf den Unbekannten teilzunehmen.
Im sechsten Stock wechselten wir die Positionen. Ich stand jetzt neben Mr. Silver, hinter uns befanden sich Vicky Bonney und Roxane, und das Schlußlicht bildete Oda, die uns sehr aufmerksam den Rücken deckte.
So massiert traten wir selten auf. Ich spürte die Stärke, die wir alle zusammen in die Waagschale werfen konnten, und war zuversichtlich, daß wir unseren Gegner bezwingen würden.
Und dann langten wir in der siebten Etage an. Sofort schwärmten wir aus. Wir kämmten die gesamte Etage durch. Nicht immer konnte ich alle mein Freunde sehen.
Hin und wieder war ich allein, allein mit meinem Argwohn. Selbst meinem eigenen Schatten traute ich nicht. Schwer lag der Colt Diamondback in meiner Hand.
Ich würde auf alles schießen, was sich bewegte und nicht wie Vicky Bonney, Roxane, Oda oder Mr. Silver aussah. Ich gelangte in einen Gang, der von Neonlicht durchflutet war.

LOHNBÜRO stand auf einer der Türen, an der ich vorbeiging.
Hier oben waren auch die Büros der Manager untergebracht. Ich befand mich in der Chef-Etage.
Zehn Schritte von mir entfernt öffnete sich eine Tür. Ich federte augenblicklich in Combat-Stellung und war bereit, durchzuziehen, aber das war nicht nötig.
Mr. Silver erschien. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe noch keine Spur von ihm entdeckt.«
»Ich auch nicht«, gab ich zurück und entspannte mich.
»Aber er steckt hier irgendwo, dessen bin ich sicher.«
Hinter mir tauchte Vicky Bonney auf. Auch sie hatte noch keinen Erfolg zu verbuchen. Nacheinander trafen auch Oda und Roxane ein. Wir besprachen uns kurz und setzten die Suche dann fort.
Ich betrat Lewis Rices’ Büro. Sein Name stand an der Tür. Ich betrat gespannt das Vorzimmer. Helle, pastellfarbene Tapeten, im Ton dazu passende Vorhänge, ein weißer Schreibtisch, an dem natürlich niemand saß.
Ebenso verwaist war das Allerheiligste des Direktors. Auf dem Schreibtisch Briefe, die mich nicht interessierten. Eine Tür der langen Einbauschrankfront war offen.
Ich machte sie alle auf, denn der Kerl, den wir suchten, konnte sich auch hier versteckt haben. Da er sich vortrefflich der schwarzen Magie zu bedienen wußte, mußte ich jederzeit mit dem gemeinsten Trick rechnen.
Vielleicht war es dem Unbekannten sogar möglich, sich unsichtbar zu machen, dann konnten wir ihn ewig suchen. Stand er in diesem Augenblick etwa hinter mir?
Mich schauderte, und ich kreiselte wie von der Natter gebissen herum, doch es war niemand da, und keiner griff mich an.
Vor dem Panoramafenster hingen milchweiße Gardinen. Dahinter nahm ich eine Bewegung wahr. Ich erkannte Roxane, die sich auf das Parkdach begeben hatte. Im Moment war sie auf dem Weg zu den Kastenwagen für Selbstabholer.
Ich trat ans Fenster, schob den Vorhang zur Seite und beobachtete das schwarzhaarige Mädchen. Geschmeidig wie eine Raubkatze bewegte sich die Hexe aus dem Jenseits.
Da passierte es.
Mein Herz übersprang einen Schlag. Der Kerl war nicht zu sehen, aber er attackierte Roxane. Es ging so blitzartig, daß ich sie nicht warnen konnte, und sie war auch nicht in der Lage, zu reagieren.
Etwas Schwarzes, Klirrendes flog durch die Luft. Zuerst dachte ich, es wäre eine Schlange, aber Schlangen klirren nicht.
Nein, was da auf die Hexe aus dem Jenseits zuflog, war eine lange, dickgliedrige, schwarzmagische Kette, geschaffen von unserem

unbekannten Gegner. In Gedankenschnelle schlang sie sich um den schlanken Körper des Mädchens, wickelte sich über ihre Arme, nahm ihr jede Bewegungsfreiheit, schlang sich auch um ihren Hals und zog sich dort so fest zusammen, daß Roxane entsetzt die Augen aufriß.

Und dann sah ich den Fremden. Lewis Rice hatte ihn gut beschrieben. So gut, daß ich glaube, den Mann nicht zum erstenmal zu sehen, aber es war eine Tatsache, daß ich ihm noch nie begegnet war.

Er packte das gefesselte Mädchen. Die schwarze Kette verhinderte, daß Roxane ihre übernatürlichen Fähigkeiten entfalten konnte. Der Unbekannte zerrte die Hexe aus dem Jenseits mit sich. Da ihre Beine nicht gefesselt waren, konnte sie laufen.

Der Fremde zwang das Mädchen, in einen der Kastenwagen einzusteigen. Ich fuhr herum und stürmte aus Lewis Rices' Büro.

Brüllend rief ich Vicky Bonney, Oda und Mr. Silver zu mir.

Sie kamen angerannt.

»Er ist draußen auf dem Parkdach!« rief ich.

»Jetzt ist er dran!« knurrte der Ex-Dämon wütend hervor.

»Er hat sich Roxane geholt!« Ich sagte, wie der Kerl vorgegangen war.

»Verdammt!« stieß der Ex-Dämon wütend hervor.

Auf dem Parkdach dröhnte ein Motor.

»Er haut ab!« schrie Mr. Silver. »Mit Roxane als Geisel!«

Der Kastenwagen fuhr los, erreichte die Abfahrt. Als er verschwunden war, liefen wir hinaus, auf einen Wagen zu. Mr. Silver übernahm das Steuer, und ich setzte mich mit Inspektor Edgar Carroll in Verbindung. »Er kommt mit einem Firmenkastenwagen hinunter!« rief ich in das Funkgerät, während der Ex-Dämon losraste.

»Okay, wir werden ihn aufhalten!« sagte Carroll.

»Nein!« schrie ich. »Sorgen Sie dafür, daß die Ausfahrt frei ist, Inspektor!«

»Aber…«

»Er hat eine Geisel. Wenn ihr ihn nicht durchlaßt, stirbt das Mädchen.«

»Ich habe verstanden!«

Wir schraubten uns die breite Abfahrt hinunter.

»Wir bleiben nicht in diesem Wagen!« sagte ich. »Wir steigen in den Peugeot um. Dieses bunte Fahrzeug würde ihm sofort auffallen. Außerdem ist der Peugeot mit seinen 110 PS schneller und wendiger.«

Erdgeschoß… Wir erreichten die Straße. Carrolls Männer hatten zufriedenstellend gearbeitet. Auch wir wurden nicht behindert. Mr. Silver fuhr zum Peugeot.

Hundert Meter davon entfernt bog der Kastenwagen um die Ecke.

Mit Roxane und dem Unbekannten an Bord.

»Keine Sorge, der hängt uns nicht ab!« sagte ich und stieg aus. Ich warf einem der Polizisten das Walkie-talkie zu, denn ich hatte keine Verwendung mehr dafür.

Vicky Bonney und Oda setzten sich in den Fond des Peugeot. Mr. Silver schwang sich auf den Beifahrersitz, und ich klemmte mich hinter dem Volant.

»Es ist nicht mehr gefährlich, das Kaufhaus zu betreten«, rief ich dem Uniformierten zu, der das Funkgerät aufgefangen hatte. »Geben Sie das an Inspektor Carroll weiter.«

Der Mann nickte, ich startete und drückte kräftig auf die Tube.

***

Mervyn Swift beobachtete gespannt das magische Feuer. Noch war es rot, aber hin und wieder züngelte es schwarz dazwischen. Neben ihm weinte Jean Lightfoot, und ihn quälte rasendes Mitleid.

Ich habe dieses junge Mädchen ins Verderben, in den Tod geführt!

warf er sich vor. Sie wird sterben – durch meine Schuld!

Von den skelettierten Römern war im Moment keiner zu sehen.

Swift und das Mädchen waren allein.

Die roten Feuerzungen bekamen allmählich schwarze Spitzen. Ein dicker Kloß saß in Swifts Kehle. Er drehte den Kopf auf die Seite und sah Jean Lightfoot ernst an.

»Verzeihst du mir, Jean?«

»Oh, Merv…« Jean Lightfoot schluchzte herzzerreißend auf. Die Schwärze nahm zu, drängte das Rot mehr und mehr zurück, und bald schlugen nur noch schwarze Flammen aus der Feuermulde.

Tibanus erschien. »Es ist Zeit, zu sterben!« schnarrte er. »Holt sie her, Brüder, zum Feuer der schwarzen Macht! Wir wollen beginnen!«

Die knöchernen Römer näherten sich Mervyn Swift und Jean Lightfoot. Als Skelettfinger das Mädchen berührten, schrie es grell auf. »Neiiin! Laßt mich, ihr Scheusale! Laßt mich leben! Ihr dürft mich nicht töten!«

»Halt!« peitschte in diesem Moment eine scharfe Stimme durch das Verlies der Verdammten.

Die Knochenmänner zuckten zurück und drehten sich um. Pallggar war gekommen, und er war nicht allein. Ein schlankes, schwarzhaariges Mädchen in Ketten stand neben ihm.

Tibanus begab sich zu dem Mord-Magier. »Sei gegrüßt, Herr. Der Mann und das Mädchen fielen uns in die Hände. Wir wollen sie…«

»Später!« schnitt Pallggar dem Römer das Wort ab.

»Wie du meinst, Pallggar«, sagte Tibanus.

»Pallggar?« fragte Roxane heiser. Die magische Kette ließ sie keinen klaren Ton hervorbringen.

Der Mord-Magier wandte sich ihr mit haßsprühenden Augen zu.

»Ja, mein Name ist Pallggar!«
»Ich habe noch nie von dir gehört.«
»Mein Name ist dir fremd. Aber sagt dir auch der Name Soltaff nichts? Ihr seit ihm auf der Prä-Welt Coor begegnet. Du, Cruv und Mr. Silver. Soltaff, der Mord-Magier, war mein Onkel und mein Lehrmeister. Ihr habt ihn getötet, und nun bin ich hier, um seinen Tod zu rächen!«
Das also war das Motiv. Jetzt gab es für Roxane keine Rätsel mehr.
»Hör zu, Tibanus«, richtete der Mord-Magier das Wort wieder an den Römer. »Dieses Mädchen ist eine Hexe. Sie bleibt hier.«
»Sollen wir sie für dich bewachen?« fragte Tibanus.
»Das ist nicht nötig. Sie vermag die magische Kette nicht zu sprengen. Meine Rache wäre nicht vollständig, wenn ich nur sie töten würde. Ich will auch den Gnom Cruv und den Ex-Dämon Mr. Silver vernichten, und ihr werdet mir dabei helfen.«
»Wie du befiehlst, Herr«, sagte Tibanus.
Da hallten plötzlich Schritte durch das Gewölbe.

***

Ich folgte dem bunten Kastenwagen. Es war nicht schwierig. Er stach aus der Autoschlange stets gut sichtbar heraus. Der Unbekannte fuhr Richtung Norden, verließ London, wir blieben dran.
So gelangten auch wir zu jenem einsamen, halb verfallenen Schloß vor den Toren der Stadt.
»Was ist denn das für eine Wagenauffahrt?« sagte ich, auf den schweren Truck weisend, der vor dem Schloß stand. Verwaist stand der Kastenwagen des Kaufhauses dahinter, und ich schloß mit dem Peugeot an.
Wir stiegen aus. Ich öffnete den Kofferraum und bewaffnete mich für alle Fälle mit der magischen Streitaxt. Dann eilten wir an Kastenwagen und Truck vorbei auf das düstere, verlassene Schloß zu.
Mr. Silver war erregt. Ich erkannte es daran, daß auf seiner Haut ein silbriger Schimmer lag. Es war klar, daß wir mit äußerster Vorsicht vorgehen würden, denn keiner von uns wollte Roxanes Leben gefährden.
Der Ex-Dämon preßte die Kiefer zusammen, als wir das Schloß betraten. »Ich drehe ihm den Hals um!« zischte er. »Er hat sich an Roxane vergriffen. Das verzeihe ich ihm nicht!«
Wir blieben kurz stehen. Mehliger Staub bedeckte den Boden. Mr. Silver und Oda ließen die dämmrige Umgebung auf sich einwirken; sie spürten das Zentrum des Bösen, wußten, wo es sich befand, eilten Vicky Bonney und mir voraus.
Meine Freundin und ich folgten der weißen Hexe und dem Ex-Dämon. Vicky hielt die Derringer-Pistole in ihrer schlanken Hand.

Meine Waffe war von größerem Kaliber.
Der schwarze Ebenholzschaft glänzte, als wäre er lackiert. Auf der scharfen Schneide der Streitaxt tanzten blitzende Reflexe. Ihr gegenüber befand sich eine harte Spitze, die ich auch schon eingesetzt hatte.
Über eine Steintreppe gelangten wir ins Verlies. Wir entdeckten einen tiefschwarzen großen Kreis an einer der Steinmauern, und im nächsten Augenblick waren wir von sieben skelettierten Römern umzingelt.
Sie griffen mit Schwertern und Dolchen an. Ich parierte einen Hieb mit der Streitaxt, und schlug nach meinem Gegner. Die Breitseite der Axt traf den Brustpanzer des Römers, der von der Wucht des Schlages weit zurückgeworfen wurde.
Sogleich nahm ein anderes Skelett seinen Platz ein. Dem blitzschnellen Stich mit dem Dolch entging ich nur mit Mühe. Es gelang mir nicht, die Axt so gegen den Knochenmann einzusetzen, wie ich mir das vorstellte.
Der Römer drang auf mich ein. Ich nahm die Streitaxt in die Linke und stieß dem Skelett meinen magischen Ring in die grinsende Knochenvisage. Das warf ihn um.
Ich federte vor, packte den Schaft der magischen Streitaxt mit beiden Händen und schlug zu.
Starke Magie zerstörte das schwarze Leben meines skelettierten Gegners; er verging. Mr. Silver wuchtete sich gleich zwei Gegnern entgegen. Seine Finger wuchsen. Sie wurden zu silbernen Dolchen, mit denen er den Römern in die Brustkörbe drang.
Die Knochenmänner brüllten auf. Eine enorme Kraft zerriß die Skelette von innen heraus.
Die beiden Römer lösten sich auf.
Drei Skelette stürzten sich auf Oda. Sie schafften es, die weiße Hexe niederzuringen. Eines der Monster hob ein Schwert und wollte dem rothaarigen Mädchen den Kopf abschlagen.
Glücklicherweise reagierte Vicky Bonney rechtzeitig. Sie schoß, und der Römer brach tödlich getroffen zusammen. Von der Umklammerung der beiden anderen Knochenmänner konnte sich Oda befreien.
Glutbälle entstanden in ihren Händen. Sie schleuderte sie nach ihren Gegnern. Einen traf sie. Der Glutball durchschlug seinen Brustpanzer und zerstörte ihn.
Zwei Römer noch. Einen schnappte sich Mr. Silver. Er hämmerte mit Silberfäusten auf ihn ein, packte ihn dann und drehte ihm das grinsende Knochengesicht auf den Rücken.
Das Skelett brach tot zusammen.
Der letzte skelettierte Römer blieb für mich. Er war der Stärkste von

allen. Es war Tibanus, wie ich später erfahren sollte…

***

Kampflärm!

Das gab Mervyn Swift Auftrieb. »Da ist etwas im Gange«, flüsterte er aufgeregt. »Jean, wir dürfen hoffen!«

Jean Lightfoot weinte nicht mehr. Gespannt lauschte sie. Ein Schuß peitschte durch das Gewölbe. Jean hätte den Verlauf des Kampfes gern mitverfolgt. Wer war gekommen, um sie zu retten?

»Ein Wunder, Merv«, sage sie leise. »Ein Wunder, auf das ich nicht zu hoffen wagte…«

Swift hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals klopfen.

Der Kampflärm nahm allmählich ab. Hatten es die Retter geschafft? Die Ungewißheit zerrte furchtbar an Swifts Nerven.

***

Ein Römer noch.

Tibanus!

Ich griff ihn an. Er wich zurück, kämpfte mit Schwert und Dolch, fintierte listig. Meine Streitaxt verfehlte ihn zweimal. Er trieb mich in eine Ecke, in der ich nicht bleiben durfte, denn jetzt konnte ich nicht nach der Seite ausweichen, das war gefährlich.

Sein Kurzschwert surrte durch die Luft. Ich nahm den Kopf zur Seite, die Klinge klirrte gegen die Steinquader.

Achtung auf den Dolch! schrie es in mir, und da zuckte auch schon die Waffe auf meinen Bauch zu. Ich fing den knöchernen Dolcharm meines Gegners mit der linken Hand ab.

Tibanus drückte dagegen. Er war ungemein kräftig. Millimeter um Millimeter kam die Klinge näher. Die Spitze berührte schon fast meine Kleidung. Da riß ich mein Bein hoch, traf Tibanus mit dem Knie, wodurch er zurückgestoßen wurde, und als er wiederkam, flitzte ich aus der Ecke.

Haarscharf fegten wir aneinander vorbei. Es hatte den Anschein, als habe uns ein Choreograph für diesen Moment einen Platzwechsel vorgeschrieben. Wir drehten uns gleichzeitig um, und ich schlug mit der Axt zu.

Waagerecht.

Die Schneide traf Tibanus' Halswirbel und zertrümmerte ihn. Der Totenschädel löste sich vom Torso. Ein Schrei zitterte durch das Gewölbe.

Der letzte Römer war vernichtet.

Ich wandte mich schwer atmend um, und im selben Augenblick hatte ich das Gefühl, mir würden die Haare zu Berge stehen.

»Vicky!« brüllte ich, doch meine Freundin hörte mich nicht.

Jetzt erst sahen Oda und Mr. Silver, wie es um das blonde Mädchen

stand.
Vicky Bonney befand sich im Banne des schwarzen Mondes.
Dieser verfluchte, gefährliche Kreis war drauf und dran, meine Freundin zu töten.
Sie selbst sollte sich das Leben nehmen.
Er zwang sie dazu!
Und Vickey Bonney konnte nicht anders, sie mußte gehorchen. Totenblaß stand sie vor der schwarzen Scheibe, die einen so verheerenden Einfluß auf sie ausübte.
Sie hatte die Hand mit der Derringer-Pistole gehoben und setzte sich die kleine Waffe in diesem Moment ans Herz. Wenn sie abdrückte…
O Gott, nein!
Ich mußte es verhindern. Aber wie?
Ich überlegte nicht lange. Es war keine Zeit zu verlieren.
Ich schleuderte die Streitaxt. Die Waffe sauste, sich ständig überschlagend, an Vicky Bonney vorbei, direkt auf das Zentrum des schwarzen Kreises zu. Mit großer Wucht hackte die Streitaxt in die tiefe Schwärze.
Ein lautes Klirren war die Folge.
Als würde der schwarze Mond aus sprödem Glas bestehen!
Risse, Sprünge bildeten sich, vom Zentrum ausgehend, sternförmig. Die schwarzmagische Scheibe hatte keine Verbindung mehr mit der Mauer. Schwarze Scherben fielen auf den Boden, zerschellten in Hunderte von kleinen Stücken, die ihre Schwärze verloren, verblaßten und vergingen.
Auch die magische Streitaxt fiel zu Boden. Ich holte sie mir nicht sofort, sondern eilte zuerst zu Vickey Bonney, die verwirrt und erschrocken auf die Pistole blickte, die sie immer noch an ihr Herz drückte.
Ich legte meine Hand auf ihren Arm und drückte ihn nach unten.
»Was ist passiert, Tony?« fragte sie mich.
»Ich erzähle es dir später«, antwortete ich und holte mir die Streitaxt.
»Weiter!« zischte Mr. Silver.
Ich nickte und hastete zu ihm. Gemeinsam drangen wir in die Folterkammer ein, aus der uns die Hilferufe eines Mädchens entgegengellten. Aber es war nicht Roxanes Stimme.
Sekunden später standen wir dem Fremden gegenüber. Er wurde blaß vor Wut, als er sah, daß ihn die Römer nicht abschirmen konnten. Er hatte nicht damit gerechnet, daß uns Tibanus und seine Knochenkreaturen zu ihm vordringen lassen würden.
Jetzt war er überrascht.
Und verwirrt.
Einen Moment wußte er nicht, was er tun sollte. Ich sah ein Mädchen und einen Mann an eisernen Ringen hängen. Vermutlich die Truck-

Besatzung. In der Mitte der Folterkammer stand Roxane.
Sie wankte, röchelte. Der Unbekannte sorgte mit seiner Magie dafür, daß die schwarze Kette die Hexe aus dem Jenseits langsam erdrosselte. Es gab also eine Verbindung zwischen der Kette und dem Mann.
Wenn man die Magie, die die Kette belebte, aufheben wollte, mußte man den Blonden vernichten. Mr. Silver schien ebenso zu denken wie ich. Er aktivierte seine übernatürlichen Fähigkeiten.
Feuerlanzen schossen aus seinen Augen, doch der Fremde wußte sich davor zu schützen. Er schien mit einer solchen Attacke gerechnet zu haben und schuf vor sich einen feuerfesten Schutzschild, an dem Mr. Silvers Feuerblick abprallte.
Gleichzeitig hörten wir aber, wie der Schild zu Bruch ging. Er hatte nur diesen einen Angriff ausgehalten.
Roxane wankte immer stärker. Sie verdrehte die Augen, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, fiel.
Der Fremde wollte einen neuen Schild schaffen. Um ihn abzulenken, schleuderte ich die Axt. Darauf mußte er reagieren. Er sprang zur Seite. Die Waffe wirbelte an ihm vorbei.
Ich riß mein Hemd auf und hakte den Dämonendiskus los. Gleichzeitig legte Mr. Silver einen Bann über den Unbekannten. Er konnte sich für Sekunden nicht mehr rühren. Ich schickte mit all meiner Kraft den Diskus los.
Die milchig-silbrige Scheibe aus einem Material, das man nicht analysieren konnte, schnitt durch die Luft, traf den Mann.
Er riß die Arme hoch, prallte gegen die Wand, stieß einen markerschütternden Schrei aus, während die magische Kraft des Diskus' ihn zerstörte. Er verfiel, das Fleisch fiel von seinen Knochen, und diese wurden zu grauem Staub.
Es gab ihn nicht mehr, den grausamen Fremden.
Und in dem Augenblick, wo er zu existieren aufhörte, löste sich die schwarze Kette auf, die Roxane beinahe erdrosselt hätte.
Mr. Silver eilte zu der Hexe aus dem Jenseits. Er nahm sie in seine Arme, preßte sie fest an sich und war glücklich, sie nicht verloren zu haben. Mit Magie halfen Oda und der Ex-Dämon der schwarzhaarigen Hexe, sich rasch zu erholen, und dann erfuhren wir von ihr, wer der Fremde gewesen war und weshalb er all den Horror inszeniert hatte. Ich holte mir den Diskus.
Das schwarze Feuer in der Mulde erlosch zischend. Wir nahmen uns der beiden Gefangenen an, befreiten sie.
Das Mädchen sank mir ächzend in die Arme. Ich spürte, wie sie zitterte. »Ich kann es immer noch nicht glauben«, flüsterte sie und blickte mich dankbar an. »Wir sind gerettet. Merv und ich sind wirklich gerettet. Wieso wußten Sie, daß wir Hilfe brauchten?«

»Wir hatten keine Ahnung«, sagte ich.
»Aber…«
»Pallggar zeigte uns den Weg hierher. Wir verfolgten ihn, weil er Roxane entführt hatte.«
»Wenn er das nicht getan hätte…«
»Wären wir nie in dieses Schloß gekommen«, beendete ich den Satz.
Das Mädchen fuhr sich mit einer Handbewegung über die Augen.
»Dann hätten die skelettierten Römer uns… Merv, hast du das gehört?«
Der große Mann kam zu uns. Ich überließ ihm das Mädchen. »Ja, Jean«, sagte er heiser. »Soviel Glück hat man nur einmal im Leben. Wir haben es heute aufgebraucht. Restlos. Möchtest du immer noch nach London?«
»Ich… weiß nicht recht, Merv. Vielleicht sollte ich doch wieder zu meinem Vater …«
»Wenn du nach Hause zurückkehrst, geht das Martyrium von vorn los«, sagte Swift. »Wie wär's, wenn du mit zu mir kommen würdest?« fragte Mervyn Swift mit einem kleinen Lächeln. »Wir haben soviel zusammen durchgestanden, daß wir uns nicht gleich wieder trennen sollten. Meine Wohnung ist zwar nicht gerade ein Palast, aber groß genug für zwei. Ich finde, wir sollten's mal miteinander versuchen, Jean. Was meinst du?«
»Wenn du es sagst, Merv.«
Er drückte das Mädchen fest an sich. »Wer weiß, vielleicht gefällt es dir sogar bei mir.«
Ich schmunzelte. »Sind wir zur Hochzeit eingeladen?«
»Ich glaube, das können wir arrangieren«, sagte Mervyn Swift.
»Schließlich wären Jean und ich nicht in der Lage, zu heiraten, wenn es Sie und Ihre Freunde nicht gegeben hätte.«
»Die Kosten der Feier übernehmen wir«, sagte ich.
Swift schüttelte den Kopf. »O nein, nein, Sir, das können wir nicht annehmen. Jean und ich möchten uns doch irgendwie erkenntlich zeigen.«
»Dazu genügt es, wenn Sie uns versprechen, sich gegenseitig so glücklich wie irgend möglich zu machen.«
»Dieses Versprechen ist leicht zu halten«, sagte Swift.
Wir verließen das Verlies der Verdammten. Swift schrieb sich meinen Namen und meine Adresse auf. Dann kletterte er in den Truck, und Jean Lightfoot setzte sich neben ihn.
Das Grauen, die Angst, der Horror waren vergessen. Freude und Vertrauen in die Zukunft schimmerten in den Augen des Mädchens.
Swift startete den Motor.
Er und Jean Lightfoot winkten uns, dann fuhr Swift los. Wir waren allein – und vollzählig. Vickey Bonney hängte sich bei mir ein. Wir

gingen zu meinem Peugeot. Die Mädchen stiegen ein, und als sich auch Mr. Silver in den Wagen setzen wollte, fragte ich ihn: »Und wer bringt den Kastenwagen zum Kaufhaus zurück?«

»Weiß ich nicht«, brummte er. »Interessiert mich auch nicht.«

»Man kann das Fahrzeug doch nicht einfach hier stehenlassen.«

»Du willst also vorschlagen, daß einer von uns beiden…«

»Genau.«

»In Ordnung, wir knobeln. Einverstanden?«

»Nein.«

»Wieso nicht, das wäre doch fair.«

»Es wäre fair, wenn du nicht mogeln würdest. Da ich jedoch weiß, daß du's nicht bleiben lassen kannst, wirst du von mir… Ja, sagen wir, du wirst von mir disqualifiziert.«

»Und das findest du in Ordnung? Mit welchem Recht spielst du dich zum Richter auf?«

»Hör mal, ich würde kein Wort sagen, mich in den Wagen setzen und ihn zu zurückbringen, wenn Vicky darin gesessen hätte«, sagte ich. »Soviel mir aber in Erinnerung ist, brachte Pallggar nicht Vicky Bonney, sondern deine Freundin Roxane hierher. Folglich fällt es dir zu…«

Der Ex-Dämon winkte ab. »Dir fällt doch immer wieder ein Dreh ein. Womit habe ich dich bloß verdient?«

Ich grinste. »Das, mein Lieber, frage ich mich auch manchmal.«

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«